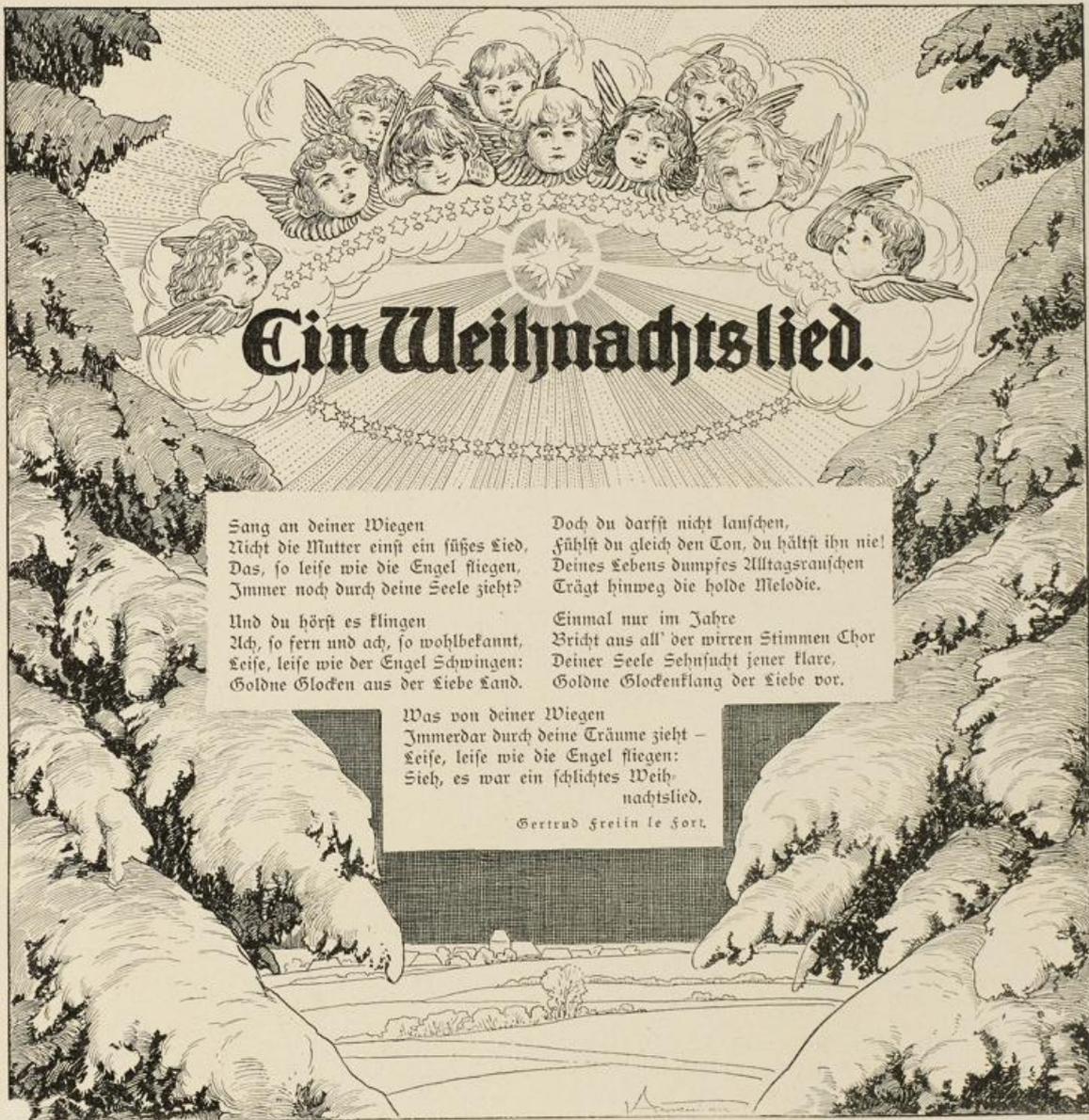




Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**;
mit Frauenblatt in wöchentlichen **Hefen** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**



Ein Weihnachtslied.

Sang an deiner Wiegen
Nicht die Mutter einst ein süßes Lied,
Das, so leise wie die Engel stiegen,
Immer noch durch deine Seele zieht?

Und du hörst es klingen
Ach, so fern und ach, so wohlbekannt,
Leise, leise wie der Engel Schwingen:
Goldne Glocken aus der Liebe Land.

Doch du darfst nicht lauschen,
Fühlst du gleich den Ton, du hältst ihn nie!
Deines Lebens dumpfes Alltagsrauschen
Trägt hinweg die holde Melodie.

Einmal nur im Jahre
Bricht aus all' der wirren Stimmen Chor
Deiner Seele Sehnsucht jener Klare,
Goldne Glockenklang der Liebe vor.

Was von deiner Wiegen
Immerdar durch deine Träume zieht –
Leise, leise wie die Engel stiegen:
Sieh, es war ein schlichtes Weih-
nachtslied.

Gertrud Freilin le fort.

Mathilde Möhring.

Roman von Theodor Fontane.

(3. Fortsetzung.)

Mathilde war am andern Morgen in einer gehobenen Stimmung. Sie war nun Braut, und das andere mußte sich von selber geben. So lange sie bloß Fräulein Thilde war und den Tee zu bringen und eine Bestellung auszurichten hatte, da lag die Sache noch schwierig genug, jetzt aber hatte sie das Recht, zu sprechen und zu handeln. Das mit den Theaterstücken war ein Unsinn und mit dem ewigen Lesen auch, und Rybinski und seine Braut, die ihr übrigens — trotzdem sie die Sachlage durchschaute — sehr gut gefallen hatte, mußten über kurz oder lang beseitigt werden. Rybinski war eine Gefahr, noch dazu eine komplizierte.

Zunächst aber konnte von einem Vorgehen keine Rede sein, weil sie deutlich einsah, daß sie zur Erreichung ihrer Zwecke der Fortdauer guter Beziehungen zu Rybinski und seiner Mitwirkung durchaus bedurfte. Wenn ihr feststand, daß sie Hugo zu trainieren habe, so stand ihr auch ebenso fest, daß sie so was wie Zuckerbrot beständig in Reserve haben müsse, um Hugo bei Lust und Liebe zu erhalten, und dazu war Rybinski wie geschaffen. Überhaupt nur nichts Gewalttames, nur nichts Ubereiltes, alles mit Erholungspausen.

Ihren natürlichen Gefühl nach hätte sie den ersten Feiertag nicht vorübergehen lassen sollen, ohne mit ihrem Verlobten über ihre Zukunft zu sprechen und gleich ein bestimmtes Programm aufzustellen, aber in ihrer Klugheit empfand sie, daß etwas Nüchternes und Prosaisches darin liegen würde, den Tag nach der Verlobung, der noch dazu der erste Weihnachtsfeiertag war, mit der Behandlung solcher Fragen zu profanieren, und so bezwang sie sich und nahm sich vor, ihm eine Woche Weihnachtsferien zu bewilligen und ihn zu kleinen Vergnügungen anzuregen. Er sollte sehen, wie gut er's auch im behaglichen getroffen habe, und daß Thilde durchaus verstand, sich seinen Wünschen anzupassen. Am Ende dieser Ferienwoche wollte sie dann mit der Prosa herausrücken unter Hinweis, daß ohne Durchführung ihres Programms von Glück und Zufriedenheit und überhaupt von einem Zustandekommen ihrer Ehe keine Rede sein könnte.

Ja, diese Ferienwoche. Thilde war nicht zum Wiedererkennen und schien eine Verschwenderin geworden.

„Hugo, das ist nun unsere Flitterwoche, wenn ich mir solch Wort, das uns eigentlich gar nicht zukommt, erlauben darf. Aber ich will es mir erlauben, es ist so schön, später solche Erinnerung zu haben. Und ich denke es mir hübsch, wenn wir mal alt geworden sind, von solcher Zeit sprechen zu können. Und darum muß alles wie Sonnenschein sein, und wir wollen es so recht genießen.“

Hugo hielt Thildens Hand in der seinen und sagte: „Das ist recht, Thilde. Das freut mich, daß du so sprichst; ich dachte, du hättest gar nicht recht Sinn dafür, für die Freude, für das süße Nichtstun, was doch eigentlich das Beste bleibt.“

Thilde hielt es nicht für klug, ihn eines andern zu belehren, sie schwieg unter freundlichem Lächeln, und Hugo fuhr fort: „Ich dachte, du seiest immer nur für Pflicht und Ordnung und Stundehalten, was mir — so sehr es mir gefiel — doch auch wieder etwas ängstlich war, weil man auch im guten zu viel tun kann. Und nun sehe ich, daß ich eine heitere, lebenslustige Braut habe. Ja, das ist beinahe mehr Glück, als ich verdiene. . . . Aber nun sage, Herz, was nehmen wir heute vor? Wähle aber nicht zu ängstlich und sprich nicht von Geld und bescheidenen Verhältnissen. Wenn man sich verlobt hat, da darf man in nichts ängstlich sein und muß einem zumute sein, wie wenn man das Fischleindeck-dich hätte.“

„Schön,“ scherzte sie, „dann wollen wir ins Opernhaus, Profzeniumsloge, vielleicht haben wir den Kaiser vis-à-vis.“

„Nein, Thilde, so darfst du nicht sprechen. Ein bißchen Spott ist gut, das kleidet. Aber so viel nicht, sonst werde ich wieder irre an dir.“

„Nun, dann wollen wir zu Kroll und die Weihnachts-pantomime ansehen.“

Er stimmte freudig zu, fragte dann aber: „Und die Mutter, werden wir sie mitnehmen müssen?“

„Wir werden es ihr wenigstens anbieten müssen, vielleicht, daß sie ‚nein‘ sagt. Ich bekenne, daß ich gern mit dir allein wäre, solche Freude genießt sich am schönsten zu zweien.“

Hugo war wirklich glücklich. Er entdeckte Seiten an seiner Braut, die eine Perspektive auf ein höheres und feineres Glück eröffneten, als er an jenem Abend des ersten Beständnisses erwartet hatte. Was damals in ihm lebte, war eine Dankbarkeit, war ein weiches, sentimentales Gefühl, in dem die vorangegangene Krankheit noch nachspulte. Jetzt schien es ihm, daß Thilde wärmerer Gefühle fähig sei, vielleicht sogar einer Leidenschaft, und seine Brust hob sich.

So begann die Festwoche. Man ging zu Kroll und vergnügte sich ganz lieblich trotz Gegenwart der Mutter, die nach anfänglicher Ablehnung ihren Entschluß geändert hatte, als sie hörte, daß „Schneewittchen und die sieben Zwerge“ gegeben würde. Thilde war eigentlich froh darüber, denn der Alten eine Freude zu machen, war ihr fast wichtiger als alles andere. Was sie zu Hugo von „Genießen zu zweien“ gesprochen hatte, war nur so hingefügt, weil sie wußte, daß er gern so was hörte.

Am zweiten Feiertag fuhr man in einer offenen Droschke, deren Vorbau den Wind abhalten mußte, nach Charlottenburg hinaus, aber nicht die große Chaussee hinunter, sondern im Umweg erst an der Rousseauinsel und dann am Neuen See vorüber. Auch hier war Mutter Möhring zugegen. Es war rührend, die alte Frau zu sehen. Am Neuen See stieg man einen Augenblick aus, um den Schlittschuhläufern zuzusehen, und die Alte freute sich wie ein Kind über die vielen Flaggen und Fahnen, aber bloß über die großen. Von den kleinen meinte sie, sie sähen aus wie Taschentücher auf der Leine. Möhring habe auch solche bunten gehabt, weil er immer viel geschnupft habe.

So brachte jeder Tag was Neues. Das Glanzstück war aber ein Diner à part im Restaurant, zu dem auch Rybinski geladen war. Natürlich mit Braut. Bei diesem Diner fehlte die Alte, weil sie wohl infolge der Fahrt durch den winterlichen Tiergarten und zu langem Stehen im Schnee bei den Schlittschuhläufern ihren Herzensfuß gekriegt hatte. Hugo war damit nicht unzufrieden und diesmal auch Thilde, weil sie ein sah, daß das seine Restaurant kein Lokal für Mutter war.

Rybinski sprach von seinen neusten Bühnentriumphen und machte damit einen großen Eindruck auf seinen Freund und Landsmann Hugo, was Thilde mit einiger Sorge wahrnahm. Es kam ihr aber Hilfe von Bella, die die ganze Kunstfrage großartig überlegen behandelte und beständig lachte, wenn das Wort „Talent“ fiel. Denn sie meinte, das gänzliche Fehlen davon sei es ja gerade, was ihr ihren Hans so unaussprechlich teuer machte. Überhaupt Talent! Talente gäbe es so viele, sie erschreide schon immer, wenn sie von einem neuen höre. Aber Hans von Rybinski gäbe es nur einen, und der wiege ihr zehn Talente auf. Sie sei nun mal für das schöne Menschliche und in der Liebe für das Übermenschliche.

„Glaubt ihr nicht,“ sagte Rybinski gutmütig, „mein Kosinsky hat ihr Herz erobert. Ein mir unvergesslicher Moment! Noch am selben Abend begann unser Glück.“

„Da sagt er die Wahrheit — aber warum war es so? Als Kosinsky war er er selbst. Schade, daß die Rolle nicht

bedeutender ist, und daß man sie drüben nicht recht kennt. Ich ginge sonst mit ihm nach Amerika rüber, immer quer durch, und wenn wir bei San Francisco wieder rauskämen, wären wir Millionäre. Jeden Tag bloß Kofinsky mit Polenmütze und Silbersporen."

Während des Essens trant Rybinski auf das Brautpaar, und Hugo hätte diesen Toast eigentlich in gleicher Form erwidern und auch vom Brautpaar sprechen müssen. Das konnte er aber doch nicht über sich bringen, und so begnügte er sich, die Kunst leben zu lassen und zwei befreundete Herzen. Die andern waren damit zufrieden.

Und nun ging die Weihnachtswoche ihrem Ende zu. Der 31. Dezember war da und mit ihm die Frage, ob man in eine Silbervorstellung mit Schlußakt im Café Bauer gehen oder aber zu Hause bleiben, einen guten Punsch machen und Blei gießen wolle. Man entschied sich für das letztere, weil die alte Mörhing zwar schon wieder außer Bett war, aber doch immer noch Schmerzen hatte. Geladen wurde nur der Vetter Architekt, und Ulrike sollte ganz wie am Weihnachtsabend bei Tisch aufwarten.

"Die Alte kann ich nicht sehen", hatte Hugo mit großer Bestimmtheit erklärt. Das mußte berücksichtigt werden; aber man wollte sie doch auch nicht ganz weglassen, und so sah sie draußen in der Küche und durfte nachher den großen Blechlöffel halten, in dem Thilde das Blei schmolz.

Als diese zuerst gegossen hatte, erhob sich die Frage, was es sei. Die Nuntschen hielt es für eine „Krone“, Ulrike aber ging weiter und erklärte es für eine „Wiege“. Mathilde, die Verlegenwerden albern fand, bestritt Ulrikes Auslegung und behauptete nur, das ginge nicht. Wobei Ulrike meinte: „Gott, Fräulein, es geht alles“. Denn Ulrike war eine sehr schlaue Person, die ihr Geschlecht kannte. Aber bei Thilde versing es nicht. Diese ging mit der Krone, oder was es sonst war, in das Vorderzimmer zurück, wo man eine Weile weiteroraselte, bis Hugo die Gläser mit einem guten, nach eigenem Rezept gebrauten Punsch füllte. Seines Vaters Haus war berühmt für Punsch gewesen. Der Alte hatte solche Spezialitäten.

* * *

Es war noch nicht viel nach Mitternacht, als Mutter und Tochter wieder allein in ihrem Zimmer waren. Es war etwas stiefelig, eine merkwürdige Luftmischung von Punsch, Wachstod und türkischem Tabak, so daß Thilde sagte: „Mutter, wenn es dir nicht schadet, möchte ich wohl das Fenster noch ein bißchen aufmachen.“

„Ja, mach auf, Thilde, was soll es mir am Ende schaden, und dann is mir auch so sonderbar zumut und so feierlich, weil gerade Neujahrsnacht is. Ich möchte wohl die Singuhr spielen hören, die spielt immer so was Schönes und Frommes.“

Thilde rückte der Alten einen Lehnstuhl ans Fenster, aber so, daß sie der Zug nicht traf, dann sagte sie: „Ach, Mutter, die Singuhr, du denkst immer noch, du wohnst in der Straßauer Straße, da wohnen wir doch aber nicht mehr. Und dann ist ja Mitternacht nun schon lange vorbei, und die Singuhr muß sich doch auch ein bißchen ausruhen.“

„Ja, du hast recht, Thilde; ich vergeß immer. Ich weiß nicht, ich bin doch noch nicht so alt, aber ich bin schon so taprig. Mitunter denk' ich, es is gar kein Unterschied mehr zwischen der Nuntschen und mir.“

„So mußt du nicht sagen, Mutter. Du hast überhaupt so was Kleines und Angstliches. Und man muß sich nicht so klein machen, dann machen einen die Leute immer noch kleiner.“

„Ja, das ist schon richtig, aber man muß sich auch nicht zu groß machen, und daß wir die Ulrike wieder hierhatten, die bloß immer die Augen so schmeißt und immer denkt, sie is' es, und die alte Nuntschen mußte draußen sitzen und den Gießlöffel halten, und ich sah wohl, wie ihr die Hand zitterte, weil sie recht gut gemerkt hatte, daß wir sie hier vorn nicht mehr sehen wollen — ja, Thilde, das is, was ich so sage, man

soll sich auch nicht zu groß machen. Und wenn du auch sagen wirst, daß wir es nicht sind, und daß bloß unser Herr Hugo es nicht will, ja, warum will er es nicht? Daß sie das Pflaster hat, das is kein Unglück, und die meisten haben eins. Und ich sage dir, Hochmut kommt vor dem Fall. Und so hoch is er doch auch nicht. Es is' wie ein hartes Herz und eine Grausamkeit.“

„Ach Unsinn, Mutter. Wenn der ein hartes Herz hat, hat jedes Kaninchen auch eins. Ein zu weiches Herz hat er, das ist es. Das muß ich ihm abgewöhnen. Denn die, die ein zu weiches haben, sind immer faul und bequem und können auch nicht anders, weil alles, was hier sitzt, keinen rechten Schlag hat.“

„Meinst du, Thilde?“
„Ja, Mutter, wenn man verlobt ist, hört man ja mitunter den Herzschlag, weil man sich so nahe kommt. Und wenn man anders wollte, so wäre es eine Biererei. Ja, was denkst du wohl, was er für einen Herzschlag hat? Wie'ne Taschenuhr.“

„Am Ende war es auch seine Taschenuhr.“
„Nein, es war sein Herz. Und das einzige Gute ist, und deshalb ist das so wichtig, weil, wenn er was Häßliches sieht, dann schlägt es besser, und dann hat er ein starkes menschliches Gefühl und beinah männlich. Und ein so guter Mensch er ist, das Liebste an ihm ist mir doch, daß er immer einen so furchtbaren Schreck kriegt, wenn er die Nuntschen in ihrem Kiepenhut sieht und all das andere. Es ist mir ja leid um sie, aber er steht mir doch näher, und du glaubst gar nicht, wie wichtig das ist. Sieh, Mutter, mit einem schwachen Mann ist eigentlich nicht recht was zu machen. Aber man muß auch nicht zu viel verlangen, und wenn einer bloß so viel hat, daß er sagen kann: Thilde, die Nuntschen muß mir draußen bleiben', so ist das schon ganz gut. Denn wer so furchtbar gegen das Häßliche ist, der kommt auch zu Kräften, wenn er was sehr Hübsches sieht.“

„Ach, Thilde, das is ja das Aller schlimmste, das kenn' ich auch, damit komm' mir nicht.“

„Ja, Mutter, gerade damit komme ich. Du denkst immer bloß an Ulrike und an Schulken unten, aber das ist nicht die richtige Hübschigkeit, das ist, was man das Untere nennt, das Niedere. Daneben gibt es aber auch was, das ist das Höhere, und sieh, wer das hat, der kann auch das Schwache stark machen. Lange vor hält es wohl nicht, aber es kommt doch, es ist doch da. Und wie er gegen das Häßliche ist, so ist er auch für das Gute. Und dies alles habe ich dir sagen müssen, damit du mir nicht wieder mit der Alten da draußen kommst. Daß er so gegen die Nuntschen ist, das ist mein Hoffnungsanker. Und nun komm', Mutter, es ist ja schon über eins, und morgen ist ein schwerer Tag für mich. Denn morgen ist die Ferienwoche vorbei, und morgen muß ich ihn ins Gebet nehmen.“

„Ach Gott, Thilde, was soll nun wieder ins Gebet nehmen' heißen? Mitunter ist mir doch recht bange. Und so geht es nu ins neue Jahr rein, und unser bißchen Erspartes wird immer weniger. Er is ja doch auch kein Studierter, er is ja bloß ein alter Student.“

„Ja, das ist er, aber laß nur gut sein, wenn ich auch nicht viel aus ihm mache, so viel doch, daß ich ihn heiraten kann, und daß ich dir alle Monate was schicken kann, und daß ich einen Titel habe.“

* * *

Der erste Januar war ein wundervoller Wintertag, alles bereift und übereift, aber nicht sehr kalt und eine helle Sonne am blauen Himmel. Hugo war früh auf, so früh, daß Mörhings noch schliefen. Er ging hinüber, klopfte an das Schlafzimmer, und als er Thildens etwas erschrockene Stimme gehört hatte, rief er durch die Türpalte, daß er sein Frühstück in den Zelten nehmen wolle.

„Das tu“, rief Thilde zurück, während die Alte vor sich hinbrummelte: „Gott, so fängt er nu an, das is nu Neujahr.“

Hugo hörte aber nichts davon, er drückte schon die Entreeür ins Schloß und überließ es Thilde, die Alte ein bißchen zurechtzuweisen.

„Mutter, mit dir ist auch gar nichts. Ich bin doch nun verlobt und seine Braut, und ich muß dir sagen, du mußt nun wirklich ein bißchen anders werden.“

„Ja ja, Thilde, ich will ja.“

„Sieh mal, du schadest uns. Ich habe dir neulich gesagt, wir seien keine kleinen Leute, die Nuntschens seien. Kleine Leute, und das ist auch richtig. Aber wenn du immer gleich so weimerst, dann sind wir auch kleine Leute. Wir müssen nun doch ein bißchen forscher sein und so, was man sagt, einen guten Eindruck machen.“

„Ach Thilde, es kostet ja alles so viel — wo soll es denn herkommen?“

„Dafür laß mich man sorgen. Und wenn nicht einen forscher Eindruck, so doch einen anständigen und gebildeten. Aber weimen ist ungebildet.“

„Und so fängt nu das neue Jahr an,“ wiederholte die Alte, „so mit Zanf und Streit und mit in-die-Zelten-Gehen. Und ich glaube, so früh kriegt er noch gar keinen Kaffee. Die Zelten sind ja bloß für Nachmittag.“

„Ach, er wird schon für sich sorgen. In so was ist er findig.“

Hugo genoß den schönen Morgen. Er war glücklich, mal wieder einen weiten Spaziergang machen zu können, denn seit dem Tag, da er krank wurde, war er nicht herausgekommen. Er freute sich über alles und wußte nur nicht recht, ob es das Bräutigamsgefühl oder bloß das Refonvaleszenzgefühl sei. Er ging bis über Bellevue hinaus, und erst auf dem Rückweg machte er sich's in dem mittleren Zelt bequem, wo der Alte Fritz mit dem Krückstock am Straßengitter steht. Dabei hing er seinen Gedanken nach und überlegte: Heut früh kriegt nun auch meine Schwester meinen Brief, und dann wird es ein großes Gerede geben. Aurelie ist ein sehr gutes Mädchen und auch nicht eng und nicht kleinlich, aber sie hat doch so'n sonderbares Honoratiorengedühl und kann eigentlich auch nicht anders sein. Und wenn sie nun liest, daß ich mich mit einer Chambre-garnie-Tochter verlobt habe, dann wird sie die Nase rümpfen und von Philöte sprechen. Und vielleicht schreibt sie mir auch einen impertinenten Brief. . . Nun, ich muß es hinnehmen. Mährings sind sehr gute Menschen, auch die Alte auf ihre Art, aber wenn sich einer mokieren will, dann kann er's. . . Schließlich schadet es nichts, man kann sich über alles mokieren. Und wenn Aurelie Thilden erst sieht, wird sie sich vielleicht auch wundern. Thilde hat nichts Gefährliches, aber das ist auch ein Glück. Wenn sie so was hätte, wohin sollte das sonst führen bei unsern Ausichten und so täglichem Verkehr. Und auch schon jetzt, ich muß mich vor Intimitäten hüten. Sie hat was Herbes, aber das kann auch bloß angelegte Rüstung sein. Im übrigen weiß ich, was ich mir und andern schuldig bin. —

Es war schon zwölf, als er wieder nach Hause kam. Er hatte noch an der Ecke der Friedrichstraße eine Sitzsäule durchstudiert und war zu dem Ergebnis gekommen, daß sie den Abend in den Reichshallen verbringen wollten, wo eine Luftkünstlerin merkwürdige Sachen aufzuführen versprach. Sie war auch auf dem Zettel abgebildet, wie sie in leichtem Kostüm, eigentlich nur einer Andeutung, durch die Luft flog.

Ich sehe gern so was, sagte er zu sich, als er von der Säule her in die Friedrichstraße einbog. Es ist sonderbar, daß mir alles Praktische so sehr widerstreitet. Man kann es eine Schwäche nennen, aber vielleicht ist es auch eine Stärke. Wenn ich solche schöne Person durch die Luft fliegen sehe, bin ich wie benommen und eigentlich beinahe glücklich! Ich hätte doch wohl auch so was werden müssen. Ausübender Künstler oder Luftschiffer oder irgendetwas recht Phantastisches. Oder

Tierbändiger, das hat von klein an einen besonderen Reiz für mich gehabt. Es soll auch alles nicht so gefährlich sein, wie es aussieht. Sie machen sich etwas Zibet oder Moschus ins Haar, dann schnappt er nicht zu. . . Gott, wenn Thilde wüßte, daß ich so verwegene Gedanken habe! Nun, Gedanken sind zollfrei. Und es zieht auch nur so über mich hin. Wenn ich ernsthaft zusehe, merke ich, daß alles lächerlich ist. . . Tierbändiger! Und dabei hat mich Thilde in Händen. Sie denkt, ich merke es nicht, aber ich merke es ganz gut. Ich lasse sie gehen, weil ich es so am besten finde. Schließlich ist man, was man ist, und wenn ich nur so leidlich bequem durchkomme. . .

Bei dieser Stelle seiner Betrachtungen war er bis vor Schulzens Palazzo angelangt und sah hinauf. Schulze stand im Samtschlafrock und türkischen Fes am Fenster und grüßte gnädig hinunter, wobei er seinen Fes küstete. Hugo erwiderte den Gruß, war aber nicht sehr erbaut davon, weil sich in dem Ganzen etwas von Überheblichkeit aussprach, jedenfalls nicht viel Respekt. Dann stieg er die Treppe hinauf. Das Messingschild eine Treppe hoch war glänzend gepußt, und ein Hausmädchen mit kokettem Häubchen und Tändelschürze, das Schulze selbst gemietet hatte, stand auf dem Vorflur am Treppengeländer und sah in den Hausflur hinunter. Als Hugo vorüberging, wandte sie sich und grüßte sehr artig, aber doch mit einem Gefühl von Überlegenheit über ihn oder eigentlich über Thilde.

Hugo fühlte es heraus, und eine ziemlich unbehagliche Stimmung überkam ihn. Ein Glück nur, daß er solchen Anwandlungen ebenso rasch entrißen werden konnte, wie sie ihm anfliegen. Als er oben war, dachte er wieder an die Reichshallen und das Bild auf dem Zettel, und wieder gehoben in seiner Stimmung, trat er ins Entree, legte der Überzieher ab und ging zu Mährings hinüber.

Er fand nur Thilde, die merkwürdig gut aussah und sich ihm in einem neuen Kleid präsentierte. Die Alte war nicht da. „Guten Tag, Thilde, und viel Glück zum neuen Jahr. . . Aber wo ist denn die Mutter?“

„Die wollte zwei Neujahrsbesuche machen. Bei Schmädicks und bei Dammers. Sind noch alte Hausbekannte von der Zeit, wo wir noch in der Stralauer Straße wohnten.“

„Davon habe ich ja nie gehört. . .“

„Ist auch nicht nötig. Sie machen sich nichts aus uns, und wir machen uns nichts aus ihnen. Sie sind nur langweilig und sehr eingebildet, aber Mutter hat mal so ihre alten Sätze, von denen sie nicht abgeht: man soll alte, gute Freunde nicht aufgeben usw. Als ob es alte Freunde wären! Aber es sind keine Freunde, bloß alt sind sie, das ist richtig. Und alle Neujahr einmal geht Mutter hin. Ich denke mir, es ist auch ein bißchen Neugier. . . Und nun sage, wo wartst du?“

Hugo berichtete treulich, und während sich Thilde auf das Sofa und Hugo dicht neben sie setzte, sprach er auch von der Sitzsäule, und daß sie heute abend in die Reichshallen gehen wollten. Da wäre die Tochter der Luft, eine pompöse Person und doch ganz ätherisch. Die Mutter könne ja ganz gut mitgehen.

Thilde sah ihn an und lächelte ruhig, dann nahm sie seine Hand und sagte: „Reichshallen? Nein, Hugo, das ist nun vorbei. Wir waren nu' von Heiligabend bis Silvester jeden Tag aus oder hatten unsern Punsch, und einmal waren wir in einem ganz feinen Lokal, ich möchte beinahe sagen über unsern Stand und unsere Verhältnisse; aber nun ist es auch genug, und nun müssen wir anfangen.“

„Ja, womit denn, Thilde?“

„Nimm es mir nicht übel, aber so was kannst nur du fragen. Willst du mir erlauben, dir offen meine Meinung zu sagen, und willst du mir versprechen, mir nichts übelzunehmen, und von vornherein davon ausgehen, daß ich's gut meine mit dir und allerdings auch mit mir?“



Gute Freunde.
Gemälde von F. Ortlieb.

„Gewiß, Thilde, sprich nur, ich weiß ja, daß es immer was Vernünftiges ist, was du sagst. Mitunter ein bißchen zu sehr. Aber in dieser Woche habe ich dich auch von der lebenslustigen Seite kennen gelernt.“

„Und das sollst du auch weiter, Hugo. Ich bin gar nicht so schlimm und so schrecklich vernünftig, wie manche glauben. Ich bin auch für ein hübsches Kleid und für Vergnügen, aber mit Arbeit muß es anfangen. Daß wir arme Leute sind, das weißt du, und daß du nicht reich bist, weißt du auch. Zweimal Null macht Null, und mit Null soll man nicht in teure Lokale gehen und nicht einmal die Tochter der Luft sehen. Wir sind nun verlobt, und ich bin glücklich, einen so guten und einen so hübschen Mann zu haben, und bin sicher, daß ihn mir viele nicht gönnen, die Kätkin unten gewiß nicht — und die Frau Petermann schon gar nicht. Das sind neidische alte Weiber, und das schöne blonde Frauenzimmer unten mit dem Spigenhäubchen sieht mich auch immer so an . . . Nun, Reid macht glücklich, und ich bin es. Aber Stillstand ist Rückschritt, sagte mein Vater das Jahr vor seinem Tod, als er keine Weihnachtzulage gekriegt hatte.“

„Du hast ja recht“, unterbrach Hugo.

„Freilich hab' ich recht, aber du sagst das nur, weil du nicht weiter zuhören willst. Ich weiß, das ist all so was, was doch schließlich wichtiger ist als Kosinsky, womit ich aber nichts gegen unsern Schiller gesagt haben will, und all so was hörst du nicht gern. Es soll alles bloß hübsch aussehen und glatt gehen und bequem sein. Nun gewiß, Bequemlichkeit ist immer das Bequemste, versteht sich, und ich kann dir sagen, wenn früher die Herren um sieben ihren Kaffee wollten — und einen hatten wir, der war schon immer um Glock sechs auf — und ich mußte dann raus und Kien spalten und mit einem Tuch über den Kopf zu Bäcker Pfannschmidt, um die Semmeln zu holen — ich kann dir sagen, da hätte ich mich auch lieber noch mal umgedreht und das Kissen übers Kinn gezogen, denn es war ein bitterkalter Winter, und ich bibberte man so . . .“

„Na, Thilde, das ist ja nun vorbei.“

„Ja, das sagst du so hin. Vorbei. Was heißt vorbei? Verlobt sind wir, das heißt also, wir wollen doch mal heiraten

und in eine christliche Ehe eintreten. Alles muß sein Vergnügen haben, aber auch seinen Ernst. Und der Ernst kommt erst. Und da wir doch nicht als Herr und Frau Student oder Kandidat, was eigentlich das gleiche ist, durch die Welt gehen können, schon deshalb nicht, weil, wer kein Amt und keinen Dienst hat, auch kein dienstliches Einkommen hat, was wir doch haben müssen, wenn wir leben wollen und eine Familie bilden wollen . . .“

„Ach, Thilde, das ist ja noch weit hin.“

„. . . also leben wollen, so mußt du für das sorgen, was zum Leben nötig ist, das heißt, du mußt nun endlich dein Examen machen und nicht immer die Bücher beiseite schieben und die ‚Gespenster‘ lesen — was übrigens, wie sein Titel schon ausdrückt — ein grauliches Stück ist; dein Examen machen, sage ich, je eher, je lieber. Und von morgen ab wird angefangen . . .“

„Aber wie denn?“

„Ganz einfach. Statt an die Reichshallen und die Tochter der Luft zu denken, denkst du an das Repetitorium, was du während deiner Krankheit ganz vergessen hast. Und schon vorher war es auch nicht viel damit, und du bezahltest bloß und gingst spazieren. Aber nun mußt du wirklich hingehen, und abends, ihr habt ja da solche Fragehefte mit beige-schriebener Antwort, was ich alles auf deinem Stehpult habe liegen sehen, abends kommst du zu Mutter und mir herüber und kannst dich auch auf die Chaiselongue legen, wenn es dir paßt, und dich mit deiner alten Reisendecke mit dem Löwen drauf zudecken. Und wenn du so daliegst, während ich dir alles abfrage und nicht eher ruhe, als bis du mir ‚Nein‘ und Antwort stehen kannst und alles ganz genau weißt wie am Schnürchen . . .“

„Aber Thilde . . .“

„Verlaß dich drauf; wenn es was werden soll, so kommst du und legst dich hin oder kannst auch sitzen bleiben, und ich frage dich. Und heut abend, wenn dir so sehr daran liegt, kannst du nochmal die Tochter der Luft sehen. Aber ich gehe nicht mit, ich habe vorläufig keinen Sinn für Vergnügen. Und morgen abend fangen wir an.“

(Fortsetzung folgt.)

Unter dem Christbaum.

Erzählung von Luise Westkirch.

Mit Illustrationen von Fritz Bergen.



Die Erde war weiß von Schnee, und mehr Schnee hing in den tiefziehenden Wolken, bereit herabzurieseln. Trotzdem lag eine geheime Freudigkeit über den Gehöften des Fleckens. Hinter den Fensterscheiben leuchteten Kinderaugen in hellem Glanz. Hier und da schimmerten Gold- und Silbersterne zwischen dunklem Tannengrün hervor, und die Glocken der altersgrauen Kirche hatten ganz besonderen Klang — Weihnachtsklang.

In angenehmer Erregung schritt Frau Hermine Roddenbruch durch ihr Reich, in der frohen Erregung derer, denen das Schicksal die Erfüllung eines Herzenswunsches auf den weihnachtlichen Gabentisch gelegt hat. Bald sagte

sie in ihre Schürzentasche, in der leise der Brief knisterte, bald überflog ihr Blick prüfend die Scheunen, Höfe, Gärten und Stallungen ihres Besitzums. Das lag weit ausgelehnt, mit der Front dem kleinen Marktplatz des Fleckens zugekehrt. „Roddenbruchs Hotel“ stand mit großen, verwitternden Buchstaben auf den bröckelnden und vergilbten Putz gemalt. Und der nämliche schwache Anfang von Verfall, den die Mauern zeigten, lag über dem ganzen Wesen. Wie hätte eine nicht allzu kräftige Frau, die vom Geschäftsbetrieb wenig verstand, diesen Verfall abwehren sollen? Genug, daß sie den alten Gaihof, ihrer Tochter Erbe, am Leben erhalten hatte. Zu neuer Blüte mußte ein Stärkerer ihn bringen. Der Stärkere, der war nun da.

Rasche, jugendliche Schritte hallten auf den Steinfliesen der Diele. Hermine Roddenbruch öffnete die Tür. Da stand ihre Tochter Anna, Schneeflocken auf ihrer Pelzjacke und dem Pelzmütchen, das über den windverwehten braunen Haaren sah, die Augen leuchtend in Lebensfreude und Unternehmungslust. Als sie der Mutter ansichtig wurde, versuchte sie rasch ein Paket unter ihrer Jacke zu verstecken.

„Mutting, du? Nein, du darfst nicht! Dreh dich um. Bitte, nicht die Freude verderben.“ Und als Frau Hermine gehorchte, verschwand das Paket wie durch Zauber in einem Schrank. „So! Bist ein gutes Mutterchen.“

„Ich möchte mit dir reden, Anna.“
„Mit mir, Mutter?“ Anna trat plaudernd hinter ihr in die Stube. . . . Die größte Puppe will ich doch Tilli Schmidt geben, und Hermann Ohlsen kann das Bilderbuch bekommen, weißt du, der kleine, franke Hermann vom Tagelöhner Ohlsen. Ich darf's ihm bringen, ja? — Du, Mutter, einen Baum hat Johann für uns ausgesucht, einen herrlichen Baum! Das versteht er.“

„. . . Ich habe hier einen Brief, der dich interessieren wird, Anna. Erinnerst du dich des jungen Herrn Dörnberg, der im Herbst einige Wochen auf Nr. 5 logiert hat?“

Das Rot auf Annchens Wangen wurde noch um einen Schein dunkler. „D ja.“

„Er fragt an, ob wir wieder Platz für ihn hätten. . . .“

„Weihnachten? Das ist fein. Aber, Mama, er kann Weihnachten doch keine Knöpfe und Besätze für seine Firma hier verlaufen?“

„Ich weiß nicht, was er vorhat. Aber du freust dich, daß er kommt, nicht wahr? Er gefällt dir?“

Annchen war jetzt tot geworden bis unter die krausen Haare über ihrer Stirn. „Er ist riesignett.“ Dann wurde sie ernst.

„Mama, warum fragst du mich das?“

„Nun, ich denke mir, daß er dir gefällt. Du hast viel mit ihm geplaudert, als er hier war.“

„Ja.“

„Ihr seid oft zusammen ausgegangen.“

„Ja.“

„Herr Dörnberg ist ein gewandter, ansehnlicher Mann, aus guter Familie und vermögend. Sein Vater ist Besitzer des ‚Schützenhofes‘ in Kassel, und da leben nur noch ein älterer Bruder und eine Schwester.“

Annchen ging mit nachdenklichem Gesicht einmal in der Stube auf und nieder. . . . Mutterchen, warum erzählst du mir das alles?“

„Weil ich mich sehr freuen würde, wenn Herr Dörnberg dir gefiele. Zwei Frauen an der Spitze eines Gasthofes wie der unsrige, das hat keine Art. Es würde mir eine Erleichterung sein, wenn wieder ein Mann hier waltete.“

„Wir haben ja Johann, Mama.“

„Ich meine als Herr.“

Annchen atmete tief und strich sich das Haar aus den Schläfen. „Also um hier der Herr zu werden, kommt Herr Dörnberg. hm.“

„Bist du nicht außerordentlich stolz, daß ein so tüchtiger Mann um dich wirbt?“

„Doch, Mamachen, doch. Ich hatte ja nicht an so etwas gedacht. Ich mußte mich erst ein bißchen besinnen. Aber wirklich, Herr Dörnberg ist sehr nett. Und wenn er dir auch gefällt —“

„So brauche ich ihn nicht abzutelegraphieren?“

Anna fiel ihrer Mutter um den Hals. „Mein Mütterchen, du wirst's am besten wissen.“ Und dann entwand sie sich Frau Herminens Armen und lief aus der Tür.



Sie versuchte rasch ein Paket unter ihrer Jacke zu verstecken. . . .

Als einziges Kind ihres früh gestorbenen Vaters, als einzige Erbin der stattlichen Gastwirtschaft, der bedeutendsten des Fleckens, war Anna mit einer Art Kronerbengefühl aufgewachsen. Sie wußte, daß sie Königin in ihrem kleinen Reich war, sie wußte auch, daß es als ihre Bestimmung betrachtet wurde, diesem Reich so früh wie möglich einen König zu geben. Daß der feine, schöne Herr Dörnberg dieser König werden wollte, schwellte ihr achtzehnjähriges Herz mit angenehmem Stolz. Ihre erste Regung war, ihrem alten Freund Johann Märker, dem Vertrauten ihrer Kindheit, eine Andeutung von dem großen Ereignis zu machen. Sie fand ihn auf dem verschneiten Hof vor der Futterkammer, wo er dem Knecht die Wochenration Hafer für die Pferde zugemessen hatte. Augenblicklich war er beschäftigt, das verdorrte Unkraut an der Gartenhecke auszureihen. Die Leute würden vor dem Fest keine Zeit mehr dazu finden. Und Johann hielt auf Ordnung und legte überall selbst mit Hand an.

Er war von mittelgroßer Gestalt, zäh gebaut, mit einem schmalen, sonnverbrannten Gesicht, in das bei dem eifrigen Arbeiten Strahlen dunkelbrauner Haare fielen.

Der verstorbene Wirt hatte ihn in seiner Jugend als eine Art Faktotum in Dienstgenommen, und seit zwölf Jahren war Johann Märker die Seele, die den weit ausgebreiteten Körper der

Wirtschaft zusammenhielt, seit dem Tag, da er die weinende Witwe ratlos angetroffen hatte, in Verzweiflung über das viel zu niedrige Angebot des einzigen Kauflustigen für ihren Betrieb, und ihr gesagt hatte: „Mit Gott, Frau Roddenbruch. So wollen wir beide dem Annchen sein Erbe erhalten.“

Sie hatten das wirklich durchgeführt, den ersten Rang hartnäckig behauptend gegen über andern neuaufgemachten Wirtschaften, und der einzige Streitpunkt zwischen ihnen war gewesen, daß Johann, um dem beginnenden Verfall zu steuern und den Gasthof den steigenden Anforderungen der Zeit anzupassen, den größten Teil der jährlichen Überschüsse zu Verbesserungen und Umbauten verwenden wollte, während Frau Roddenbruch, zu zaghaft zu irgendwelchem Wagnis, darauf bestand, jeden gewonnenen Groschen zur Tilgung der von ihrem Mann hinterlassenen Schulden zu benutzen. Der Betrieb hatte auf diese Weise immer am Mangel an flüssigem Kapital gekrankt. Es war Frau Hermine ein tröstlicher Gedanke, daß dies fehlende Lebensblut ihr Schwiegerohn nun dem Gasthof zuführen sollte.

Annchen blieb neben Johann stehen, die Hände in den Taschen ihrer Pelzjacke, und sah ihm zu. Die Gedanken fuhren so wild in ihrem Kopf hin und her in Überraschung, Stolz, einer unbestimmten Bangigkeit und wieder Stolz, daß sie nicht

gleich den richtigen Anfang finden konnte für das, was sie sagen wollte. Endlich nahm sie einen Anlauf: „Johann, Sie müssen Heini heut doch noch an die Bahn schicken.“ Heini war der kleine Hausknecht der Wirtschaft. „Um fünf kommt ein Gast.“

„So? Kommt einer? Dann kann ich das ja tun.“

„Sind Sie nicht neugierig, wer am Weihnachtsabend kommt?“

Johann schüttelte den Kopf. „Da hab' ich heut keine Gedanken zu, Fräulein Anna. Die Bücher müssen noch vor Neujahr in Ordnung. Dazu hat der Brauer uns im Stich gelassen. Vielleicht muß ich heut noch nach Bremen, Bier hereinfahren lassen. Und dann“, er lächelte, „muß ich mir doch auch freie Zeit schaffen, damit ich Sie morgen Schlitten fahren kann, Fräulein Anna.“

Anna klatschte in die Hände. „Wollen Sie das? Wollen Sie das wirklich, Johann? Aber recht weit durch den Wald. Nein, das ist zu nett, daß Sie doch so viel Zeit für mich übrig haben.“

„Für Sie sind' ich schon immer noch ein bißchen Zeit heraus.“

„Das ist wahr. Wissen Sie noch, wie Sie mir zu Weihnachten die wunderschöne Krippe aus Kork geschnitzt hatten? Sie steht in meiner Kommode. Ich betrachte sie oft.“ Sie lehnte sich leicht an den Lattenzaun, sah drüber weg ihm ins Gesicht. „Johann, ich glaube, diesmal wird Weihnachten ganz besonders schön.“

Er lächelte, nicht mit den Lippen, nur mit den braunen Augen, die fast schelmisch auf das junge Mädchen blickten.

„Mit Puppen aus Kork würden Sie aber nun nicht mehr zufrieden sein.“

„Sie haben sich sicher noch was Schöneres ausgedacht. Zu mir sind Sie immer nett, das ist wahr, wenn auch Leute behaupten, Sie wären ein Brummhär, und es wäre kein gescheites Wort aus Ihnen herauszubringen.“

„Das sind die Gedanken, Fräulein Anna, die machen den Menschen einsilbig.“

„Merkwürdig, ich muß gerade plaudern, wenn ich recht lebhaft denke. Das tu' ich heut. Das Leben ist zu wunderbar, finden Sie nicht? Aber immer schön, schön wie ein Märchen. Wenn ich mir vorstelle, daß ich hier mit kurzen Kleidern herumgesprungen bin, 's ist noch gar nicht lange her! Wissen Sie, Johann, wie Sie mich haben auf der Braunen reiten lassen? Ach, und als Sie mir das Häuschen für die Mäuse machten! Die sind mir aber immer bald entwischt. Manchmal haben Sie mich auch ausgescholten, Sie können furchtbar streng sein. Ich habe immer mehr Respekt vor Ihnen gehabt als vor Mama. Wirklich, Johann, ohne Sie könnt' ich mir das alte liebe Haus gar nicht denken! — Was machen Sie denn?“

Johann, der sich rasch fortgewandt hatte, kehrte sich wieder um. „... Ich habe mich an einer Zaunlatte gestoßen, Fräulein Anna.“

„Das kommt, weil Sie immer zu rasch arbeiten wollen. Tut's sehr weh.“

Er machte eine abwehrende Bewegung. „Sagen Sie, Fräulein Anna, was denken Sie denn heut so Besonderes?“

Anna wurde rot. „Athen Sie mal, Johann!“



Erstaunt sah Johann ihr nach . . .

„Das wird sich wohl um eine Besserung für Weihnachten drehen“, mutmaßte er gutmütig, auf ihr Verlangen eingehend.

„Jawohl, um eine Besserung!“ Anna lachte. Und mitten im Lachen verstummte sie in einer jäh über sie kommenden Scham. Sie konnte es Johann doch nicht sagen! Es war merkwürdig: dem Freund, dem sie noch jedes Geheimnis anvertraut hatte, konnte sie dieses nicht sagen. Das verwirrte sie so, daß sie sich kurz umdrehte und ins Haus lief.

Erstaunt sah Johann ihr nach. Aber eigene Gedanken machten ihm zu viel zu schaffen, als daß er über ihr Wesen tiefer nachgegrübelt hätte.

Der Zaun war nun rein. Er hartete das Kraut zusammen. Da fiel ein Schatten über den Schnee. Ein großer, starkknochiger Mann in städtischer Kleidung stand hinter ihm.

„Guten Morgen!“ sagte er laut.

Johann Märker warf einen kurzen Blick auf ihn, runzelte ein wenig die Stirn und hartete

weiter. „Guten Morgen, Herr Administrator.“

„Nun?“

„Der Herr Administrator hätten sich den Weg sparen sollen.“

„Aber Mensch, denken Sie doch nur nach!“

Johann schüttelte den Kopf. „Das ist kein Ding zum Denken, Herr Administrator. Man kann nur fühlen: es geht, oder es geht nicht.“

„Glauben Sie, daß eine Stellung, wie ich sie Ihnen anbiete, sich so leicht zum zweitenmal für Sie findet? Nicht, daß Sie sie nicht verdienten, Märker. So mein ich's nicht. Aber wer kennt Sie denn hier in der Einöde? Wer kann Sie kennen lernen? Und Sie passen ja auch nicht an jeden Ort. Ich aber brauche vor allem einen pflichttreuen Mann zum Verwalter für das Gut, das ich administrierte, einen, dem man mit gutem Gewissen fremdes Gut anvertrauen kann. Das ist der Vorteil für mich, wenn Sie meinen Vorschlag annehmen. Aber der Vorteil für Sie ist auch nicht gering: eine Lebensstellung, Unabhängigkeit, auskömmliche Einnahme, die Möglichkeit, sich eine eigene Familie zu gründen.“

„Ja, das seh' ich, Herr Administrator. Es ist ja auch dankenswert, daß der Herr Administrator an mich gedacht hat. Aber —“

Der andere ließ ihn nicht ausreden. „Hier dagegen? Sagen Sie, was haben Sie hier? Was können Sie hier erwarten? Sagen Sie es doch!“

Johann sagte es nicht. Er lehnte die Harke an die Wand und sah verstockt auf seine Füße.

„Nicht bloß, daß Sie nicht vorwärtskommen,“ fuhr sein Besucher fort, „nicht vorwärtskommen können, nein, über kurz oder lang stehen Sie auch auf der Straße. Jawohl, auf der Straße. Wie lange wird es denn dauern, bis ein junger Wirt hier seinen Einzug hält? Wollen Sie sich von dem zu einer Knechtstellung herunterdrücken lassen? Was starren Sie mich an, als erzählte ich Ihnen Ungeheuer-

liches? Das ist einfach eine Tatsache, mit der Sie rechnen müssen."

Johanns Augen, die einen Moment groß und starr geworden waren, nahmen ihre natürliche Form wieder an. „Ja“, sagte er demütig.

„Nun also! Sie haben über Ihre Pflicht gegen Frau Roddenbruch getan. Nun ist ihr Kind erwachsen, die schlimmsten Schulden des Mannes sind getilgt . . .“

„Ja, das sind sie.“

„Nun denken Sie gefälligst an sich und kommen Sie mit mir.“

Johann sah den Mann an, der zu ihm sprach, und dann über ihn weg Haus und Hof, in denen er seit zwölf Jahren waltete. „Es geht nicht“, sagte er eigenfönnig.

„Johann Märker, Ihr letztes Wort?“

„Es geht nicht.“

„Und ich sage Ihnen, Sie sind ein großer Tor! Und Sie werden's bereuen.“

Der Administrator stapfte durch den Schnee zurück zum Hofstor. Johann sah ihm nach mit heißem Blick. Dann schüttelte er trotzig den Kopf. Und wie er sich zum Zaun zurückwandte, hellten seine Mienen sich auf, wie nach überstandener Gefahr. Er brummte nur noch leise in sich hinein: „Kann so'n Herr nichts Besseres tun, als einem Menschen auf Heiligabend einen Schrecken einjagen?“

Dann wandten sich seine Gedanken wieder dem Nächstliegenden zu. Es gab vor dem Fest noch eine Menge für ihn zu tun. Kaum fand er Zeit, hastig zu Mittag zu essen. Und nur halb kam ihm dabei die freudige Gehobenheit seiner Patronin zur Erkenntnis. Er dachte an den kommenden Jahresabschluss. Wenn sein Voranschlag sich als richtig erwies, war der Überschuß ungewöhnlich hoch, und er würde darauf bestehen, daß endlich das Haus neu angemalt und die höchst notwendige Remise gebaut würde.

Noch hatte er nicht den letzten Bissen zum Mund geführt, da fuhr nun doch der Wagen von der Bremer Brauerei vor. Er mußte hinaus, um das Abladen der Fässer im Hof zu überwachen. Inzwischen begannen die Flocken wieder herabzurieseln, bedeckten Nähe und Ferne mit ihrem zarten Gewebe. Johann Märker sah aus wie ein Schneemann, als endlich der Brauereiknecht mit den leeren Fässern vom Hof abfuhr.

Es war inzwischen dämmerig geworden. Auf der Diele brannte schon das Gas, und in seinem Licht erschien vor Johann Märker, als er jetzt durch die Hofstür ins Haus zurückkehrte, etwas wie ein lebendes Bild. Auf der Schwelle der großen Eingangstür straßenwärts stand ein jugendlich schlanker Mann. Auf vornehm abfallenden Schultern, die keine harte Arbeit je gekümmert hatte, saß ein kleiner Kopf mit einem blonden Schnurrbärtchen, in dem Schneeflocken glitzerten. Flocken lagen auf der Krempe des modischen Hutes, und darunter hervor leuchtete ein frisches Gesicht, gerötet vom Winterwind und strahlend im Übermut eines fröhlichen Selbstbewußtseins. Hinter ihm brachte Heim einen kleinen, schneebetupften Koffer und eine Pappschachtel. Aus der Gaststube links aber war Frau Roddenbruch getreten, ihr von Sorgen gealtertes Gesicht verklärt von innerem Freudenglanz, und in der Wohnstubentür rechts stand Anna und lachte den Ankömmling an. Und in dem Strahlen der drei Augenpaare und in dem Lächeln der drei Gesichter und in der ganzen Art der Begrüßung war ein Ungewöhnliches, das Johann reglos an seine Stelle bannte. Etwas wie ein elektrischer Funke sprang zwischen den Dreien herüber und hinüber und schließlich auch flammend in das Verständnis des Vierten. Kein Wort wurde gesprochen, mit dem nicht jeder Wirt jeden Gast hätte begrüßen können, in Stimmklang, Bewegungen der drei Menschen war keine Spur von Vertraulichkeit. Trotzdem begriff Märker in einem jähen Hellsehen die Aufgeregtheit Annas, die stille Freude der Mutter, die Siegermüde des Gastes, was gewesen war, und was sein würde.

Vorsichtig trat er zurück in die Nacht, drückte lautlos die Tür hinter sich zu. Über den Hof flüchtete er, wie getrieben, zum Pferdestall. Dort brannte am Pfosten die kleine Petroleumlampe. Zutraulich bog das Gespann die Köpfe ihm entgegen. Er sah es nicht. Er stand, die Hand um den Türrahmen gekrampt, und versuchte sich zu besinnen. Also das, was er in nebelhafter Ferne gewöhnt, an das zu denken er sich verboten hatte, war Wirklichkeit. Es hatte einmal kommen müssen. Jeder hatte es vorausgesehen. Der Sohn des wohlhabenden Gastwirts war sicher ein geeigneter Lebensgefährte für das Kind, das unter Johann Märkers Schutz groß geworden war. Dörnbergs Eintritt in den Betrieb bedeutete einen Gewinn für Roddenbruchs Hotel. Und er, der sich gewöhnt hatte, seiner Herrinnen Freuden und Leiden als seine eigenen zu empfinden, hätte sich freuen sollen.

Warum denn nur hämmerte sein Herz wie rasend? Weshalb ward ihm der Atem so knapp, daß er meinte ersticken zu müssen? Weshalb fühlte er in der Brust diesen wütenden Schmerz, der ihn fast sinnlos machte?

Und plötzlich schlug eine Helligkeit in die dunkelsten Gründe seines Empfindens, beleuchtete unerbittlich die Ursache, warum er sich nicht freuen konnte. Und er hätte sich ein Leid antun mögen vor Schmerz und Schreck über seine Torheit. Er hatte sie nicht mit Bewußtsein in sich großgezogen, diese ausichtslose Liebe. Verborgen unter der Oberfläche gleichmäßig hingleitender Tage, hatte sie gekieimt und war ihn überrumpelnd emporgeschossen. Er hatte von dem Blühen seines Herzens nichts gewußt bis zu dem Augenblick, da er Heinrich Dörnberg Anna gegenüber sah.

Während er hart atmend reglos stand, flogen seine Gedanken die lange Reihe der Jahre zurück, durchwanderte er in Sekunden noch einmal alle Stationen des Weges, der ihn hierhergeführt hatte. Wieder stieg die Weihnachtstanne vor seiner Erinnerung auf, strahlend im Glanz der Lichter und in ihrem Schein das fahle starre Gesicht des jungen Wirtes, den ein Schlaganfall am Heiligabend hinraffte. Er sollte es wild getrieben, lastende Schulden gehäuft haben auf sein Vatererbe. Niemand glaubte, daß seine Witwe die Wirtschaft werde halten können. Sie selbst am wenigsten. Schon waren Köchin und Kellner abgezogen, er, der zweiundzwanzigjährige Hausverwalter rüstete zur Reise nach Amerika, wo ihm Verwandte lebten. Da kam ein Abend. Kleina Anna war bei ihm auf seiner Stube. Das Kind und er hielten gute Freundschaft. Mit strömenden Tränen kam sie heute zu ihm. Die Tante hatte gesagt, sie wolle sie mitnehmen in die Stadt. Und sie solle den Garten nicht mehr sehen, nicht die Ziegen, die Kühe, nicht ihn, den Johann. Zwischen lauter gasigen Häusern solle sie wohnen, mit fremden Kindern, nicht mit ihren kleinen Freundinnen zur Schule gehen. Sie aber wolle nicht! Sie wolle bei Mama bleiben! Sie wolle bei Johann bleiben! Sie wolle in ihrem lieben alten Haus bleiben. Umsonst versuchte er ihr die Reize der Stadt auszumalen. Den Arm um seinen Hals, das Gesicht fest an seine Brust gedrückt, schluchzte sie aufgelöst in Jammer und Verzweiflung: „Ich will nicht fort! Ich sterbe, wenn ihr mich fortbringt! O Johann, nur nicht fort!“

Seltfam weich und mitleidig war ihm zumute geworden, als er den zuckenden Körper des Kindes in den Armen hielt. Seine eigenen Hoffnungen und Pläne verblichen vor der Bärtlichkeit für das hilflose Geschöpfchen. Und als sie durch sein Zureden allgemach beruhigt, auf seinem Schoß eingeschlafen war, trug er sie vorsichtig hinüber in die Wohnstube, legte sie auf das Sofa und suchte Frau Roddenbruch auf. Die saß in der Gaststube, in der längst keine Gäste mehr verkehrten, und jammerte über ihr Geschick. Wie sollte sie sich und ihr Kind durch die Welt bringen? Die verschuldete Wirtschaft konnte sie allein nicht halten, von dem, was ihr dafür geboten wurde, konnte sie nicht leben. Da trat Johann vor sie hin: „Wenn Frau Roddenbruch sich entschließen kann, an Stelle der Köchin die Küche in der Wirtschaft zu übernehmen, denn so verpflichtet ich mich, für das übrige aufzukommen.“

Und so werden wir zwei mit Gottes Hilfe der Anna ihr Vatererbe wohl retten."

Staunend hatte die Frau ihn angehört, zaghaft und ohne Mut. Sie hatte sich endlich doch gefügt. Sein Vertrauen riß sie mit. Und er rang hart, es nicht zu täuschen. Mit den fröhlichen Kneipereien mit gleichaltrigen Burschen war es für ihn vorbei. Er mußte viel schaffen, um Ausgaben zu ersparen, er mußte viel sinnen und grübeln, um neue Einnahmequellen zu erschließen. So wurde er ein stiller, sorgenvoller, fleißiger Mensch, der an sich selbst zu denken keine Zeit mehr fand. Aber wenn er das frohe Lachen des Kindes in der ihm geretteten Heimstätte hörte, bereute er kein Opfer. Nichts hatte er entbehrt, nichts vermizt. In dieser Stunde zum erstenmal begriff er, warum sein Wünschen nie hinausgeschweift war über die Umzäunung von Roddenbruchs Hotel. Und nun? Ja, nun brauchte Anna ihn nicht mehr, hatte ihren natürlichen Beschützer gefunden. Er war ein freier Mann, konnte hingehen und sich melden zu der Stelle, die der Administrator von Lenzhausen ihm heute morgen angeboten hatte. Ach nein! Auf ein Nachbargut, wo er zeitweilens Zeuge ihrer Liebe zu dem andern wäre, ginge er nimmer, nimmer! Das Gefühl in seiner Brust war stärker als Vernunft und Wille und die Lockung sicheren Fortkommens. Wenn er wich, dann gleich bis Amerika, vielleicht noch weiter. Er war kein junger Bursch mehr, er war ein Mann von vierunddreißig Jahren. Für solchen ist's nicht leicht, sich ein neues Schicksal zu zimmern. Er würde doch gehen. Ja, auf der Stelle würde er gehen!

Und dann rang die kühle Bedachtsamkeit seiner Natur sich durch, goß Öl auf die tosenden Meereswogen seiner Leidenschaft. Wie, wenn er falsch gesehen hätte? Falsch gedeutet, was seine Augen sahen? Sieht ein Mensch denn klar in solcher Erregung, wie sie in ihm brandete? Kein Wort war gesprochen worden. Er hatte nicht den leisesten Beweis für die Richtigkeit seines Verdachtes. Nein, er konnte nicht sofort der Stätte zwölfjährigen Wirkens den Rücken kehren. Er mußte warten, er mußte Gewißheit haben.

Langsam schüttelte er den halbgeschmolzenen Schnee von seinem Rock, langsam, mit merkwürdig unsicheren Knien ging er hinüber in seine Kammer, um seine Sonntagskleider anzuziehen zur Bescherung. Und während er über den dunklen Hof schritt, schoß es ihm durch den Sinn: selbst wenn es war, er konnte sich nicht beklagen. Nie hatte er daran gedacht, als Herr hier zu schalten, nie daran, daß die Liebe des heranwachsenden Kindes dereinst ihm gehören könne. Er ertug es bloß nicht, daß sie einem andern gehörte. Aber auch das wußte er erst seit wenigen Augenblicken.

Im Vorübergehen warf er gewohnheitsmäßig einen Blick in die Gaststube, ob die Magd sie auch zum Fest gut gescheuert habe. Und mit einem leisen Zusammenzucken fuhr er zurück. Auf einem Stuhl stand Anna und ordnete die Flaschen in der Kredenz. Ihm schlug das Herz. Er hatte nicht den Mut weiterzugehen, und nicht den Mut einzutreten. Da sah Anna ihn. Lustig nickte sie ihm zu.

"Ich mache der Marie ihre Arbeit fertig. Sie packt eben unsere Pakete auf den Handschlitten. Tragen können wir's nicht alles. Ich hab' früh angefangen zu sammeln. All die armen Familien bekommen was. Und gleich wollen

wir los. Sie sollen mir nicht wieder vorwerfen, Johann, daß ich ein schlechtes Herz hätte und nur an mich selbst dachte. Jawohl! Das haben Sie mir einmal gesagt, obgleich ich mich gräglich an einer Brieftasche für Sie abgequält hatte. Ich war damals zwölf Jahre alt. Ich hab's aber behalten, denn es hat mich gekränkt. Und ich will die Sachen auch nicht durch die Marie schicken, weil ich weiß, daß das Sie wieder ärgert. Obgleich ich eigentlich sehr beschäftigt bin, bringe ich sie doch allen selbst."

In sein Verständnis war von der ganzen Rede nur ein einziger Satz eingedrungen. "Beschäftigt sind Sie? Womit sind Sie denn beschäftigt?"

Sie wurde rot. Sie zögerte einen Augenblick. Aber ihr Herz war zu voll, zu eingewurzelt die Gewohnheit, es ihrem verständnisvollsten Freund auszuschnitten. Sie sprang von ihrem Stuhl herunter, trat zu ihm.

"Johann, was halten Sie von Herrn Dörnberg?"

Da war's! Johann hatte das Gefühl, als würde ihm das Herz in der Brust zu Eis. Aber er fragte nur langsam zurück: "Wieso? Hat Herr Dörnberg irgendwelche Bedeutung für Sie?"

"Mama wünscht sich ihn zum Schwiegerjohn. — Sie antworten ja nicht, Johann. Und warum sehen Sie mich auf einmal so merkwürdig an? So ernst?"

"Es ist eine ernste Sache, Fräulein Anna."

"Ja, das sagt Mama auch. Sie sitzt jetzt oben mit ihm in der Guten Stube. Ich glaube, sie machen das Drum und Dran miteinander ab, das Geschäftliche. Eigentlich drollig, ehe er mich gefragt hat, ob ich ihn überhaupt will. Aber Mama sagt, das wäre besser so. Wahrscheinlich werden Sie auch noch gerufen, weil Mama mit den Büchern doch nicht recht Bescheid weiß. Und dann, wenn jedes Milchmädchen aufgeschrieben ist, das ihm gehört, und das mir gehört, dann wird der Baum angesteckt, und während er brennt, reden wir beide darüber, ob wir uns leiden mögen. Spaßig, wie?"

"Es scheint Ihnen Spaß zu machen?"



Auf einem Stuhl stand Anna und ordnete die Flaschen in der Kredenz . . .



Langsam schritt er die alte, steile Treppe hinauf . . .

„Ich habe mir immer gewünscht, mich Weihnachten zu verloben. Das ist so feierlich. Warum gehen Sie fort, Johann?“
 Er blieb stehen. „Was soll ich denn, Fräulein Anna?“
 „Was Sie sollen? Wie sind Sie nur heute? Teilnehmen sollen Sie! Sie sagen doch selbst, es wäre eine ernste Sache. Ist's da nicht natürlich, daß ich mit jemand darüber reden möchte, der es gut mit mir meint? Und ich hab' doch niemand als Sie. Sagen Sie mir, Johann, ehrlich! würden Sie es gern sehen, daß Herr Dörnberg Herr in Roddenbruchs Hotel wird?“
 „Es kommt doch nur darauf an, ob Sie es gern sehen, Fräulein Anna.“

„Ach, ich! Ich hab' schon manches gewollt, und es war ein Unsinn. Und Sie haben es mir ausgedrückt. Ich möchte Ihren Rat wissen, Johann.“

Johann hatte die Hand auf die Lehne eines der Holzstühle gelegt. Der Stuhl krachte leise unter dem Druck seiner Finger, als er langsam antwortete: „Nach meinem besten Wissen ist gegen den jungen Herrn Dörnberg nichts einzuwenden.“

Anna stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. „Sie meinen also auch wie Mama, wir passen zueinander?“

„Er ist jung wie Sie“, sagte Johann, auf dessen Stirn der Schweiß zu perlen begann von der Anstrengung der Selbstbeherrschung.

„Und sehr gut sieht er aus!“ erwiderte Anna.

„Ja.“

„Herr Märker! Herr Märker!“ Klang in diesem Augenblick eine Stimme von der Diele her. Und obgleich es nur des kleinen Heini rauhe Mauerstimme war, tönte sie Märker ins Ohr wie Musik. „Herr Märker! Frau Roddenbruch möchte Sie gleich sprechen.“

„Aha“, sagte Anna lachend, „nun kommen meine Milchfännchen und Bierseidel dran.“

Aber Johann blieb noch stehen. Seine Augen hingen mit düsterer Glut an dem Mädchen. Er hätte sie an sich reißen, ihr ins Ohr schreien mögen: Nicht den jungen, lachenden Bewerber wähle! Hier ist ein Mann, der jeden Tropfen seines Herzbluts einzeln für dich geben würde. So liebt dich keiner auf der Welt! So wird dich keiner lieben!

Aber Hoffnungslosigkeit schloß ihm die Lippen.

„Mögen Sie sehr, sehr glücklich werden!“ sagte er nur. Und die Worte waren kaum verständlich, weil die Aufregung ihm die Kehle zuprefte.

Langsam schritt er die alte, steile Treppe hinauf. Ein paarmal mußte er sich auf das Geländer stützen. Das Blut drängte ihm so gewaltig zu Kopf, daß die Stufen vor seinen Augen schwammen. (Schluß folgt.)

Das Fest des heiligen Nikolaus.

Von R. Artaria.

Daß am 6. Dezember abends der Nikolaus kommt, Apfel, Nüsse und Lebkuchen bringt, auch wohl ein paar, heute für höchst unpädagogisch angesehene Streichlein mit der Rute vollführt, das „weiß jedes Kind“. Nach dem sechsten Jahr pflegen sie auch zu wissen, „wer der Nikolaus ist“, der Papas umgewendeten Pelzrock trägt und einen angebundenen flächernen Bart

— aber sie üben die Ehrenpflicht der Distretion im Hinblick auf jüngere Geschwister und den angenehm rundlich aussehenden Gabensack. Würde man dann, nachdem das Examen und Sprüchenaussagen sowie die Balgereien am Boden nach den umherrollenden Schätzen vorbei und der Gefürchtete verschwunden ist, die anwesenden Großen fragen: Wer ist denn nun dieser Nikolaus wirklich, und wie kommt der halb sagenhafte Bischof von Myra in Asien (auch St. Nikolaus von Bari genannt), der im vierten Jahrhundert lebte und auf dem Konzil zu Nikäa gewaltig gegen die bösen Arianer stritt, in den deutschen Volksbrauch? Da würden wohl viele die Antwort schuldig bleiben.

Wer in der Legende näher nachforscht, erfährt, daß der Heilige Nikolaus im Geruch einer ganz außerordentlich frühzeitigen Heiligkeit steht, daß er als Säugling schon die Fasttage einhielt, als Kind Wunder wirkte und als Jüngling sein ganzes Vermögen den Armen gab, daß er die erstaunlichsten Heilungen vollbrachte, drei ermordete große Knaben wieder erweckte und einstweils drei Mädchen vom Verderben errettete. Als er nämlich einst vernommen hatte, daß ein früherer wohlhabender Edelmann mit seinen drei Töchtern in äußerster Not geraten sei, warf er ihm dreimal einen gefüllten Geldbeutel oder goldene Apfel durch die Fenster ins Haus, so daß der Unglückliche seine drei Töchter genügend aussteuern und ehrbar verheiraten und sich selbst vor dem

drückenden Mangel schützen konnte. Infolgedessen wurde Nikolaus zum besonderen Patron der Kinder und Jungfrauen, welche letztere ihn angelegentlich im Gebet um Fortsetzung seiner segensreichen Tätigkeit angingen. Da er auch Gewalt über Meer und Sturm bewies, riefen ihn die Schiffer um Hilfe an, nicht minder die Gefangenen, für die er stets besonderes Mitleid hatte. Er soll drei solcher unschuldig Verurteilter vom Tod gerettet haben, indem er dem Kaiser Konstantin im Traum erschien und ihn von ihrer Schuldlosigkeit überzeugte. So genoh er bald in Griechenland wie später in Italien, wohin Kaufleute aus Bari 1087 unter Papsi Viktor III. seine Gebeine holten, die größte Verehrung. Sein Kultus wurde von Rom aus durch die Klöster nach dem Norden verbreitet, man erbaute ihm vielfach Kirchen, ganze Städte stellten sich unter seinen Schutz. Die mittelalterlichen Bilder und Skulpturen zeigen ihn als ehrwürdigen Greis mit langem Bart, von Kindern oder Jungfrauen umgeben (siehe die nebenstehende Abb.). Auf dem Schoß hält er ein Evangelienbuch, worauf drei gleichgroße Apfel liegen als Hindeutung auf das oben angeführte Erretten der drei Mädchen.

Alles dies erwogen und unter Verzicht auf jeden kritischen Zweifel betrachtet, bleibt gleichwohl die Frage bestehen: Wie kommt dieser längst zur himmlischen Herrlichkeit eingegangene Bischof dazu, mit einem seltsamen Knecht in der unheimlichen Adventsnacht umherzuziehen, den Kindern Gaben zu bringen, entweder in sichtbarer Gestalt, wie in der obersten Abb. der S. 1036, oder unsichtbar während der Nacht sie in die bereitgestellten Schuhe legend? Warum zieht er auch in protestantischen Ländern umher, die doch von keinem andern Heiligen mehr etwas wissen wollen? Die kirchlichen Gelehrten bleiben uns die Antwort auf diese Frage schuldig, aber von den Germanisten können wir sie erhalten.



Bemalte Statue des St. Nikolaus in Bad Dreifürchen, Südtrol, (dem Michael Pachter, gest. 1498, zugeschrieben).

Diese eröffnen unserm geistigen Auge eine weit zurückreichende Perspektive in die Zeit, wo das siegreiche Christentum die alten germanischen Götter entthront und ihren Dienst mit strengen Strafen bedroht hatte. Die heimliche Sehnsucht des Volkes aber dachte sie sich in der Nacht heimatlos umherschweifend: Odin im wallenden Mantel auf einem Schimmel und das ganze Heer der albiſchen Geister, holde und unholde hinterher, Berſta, die Spinnerin, in den Nauhächten. Den letzteren entflammte jedenfalls schon aus vorchristlicher Zeit die Schreckgestalt des im Dunkeln umgehenden, brüllenden, kettenraffelnden „Kinderfressers“ mit dem Stachelbart und Reißerbesen, vor dem die Kleinen sich entsetzt zur Mutter flüchten (siehe die untenstehende und die obere Abb. auf S. 1037, beides Bilder aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert). An Stelle des Herbstfesttages trat in Skandinavien und noch weit früher in Deutschland der Martinsbegräbnistag, der 11. November, oder auch der Nikolaustag, der 6. Dezember, oder der Michaelistag, der 29. September, der Nikolaustag erst mit dem 11. Jahrhundert. Diese Heiligen wurden die Erben jener alten Götter (Thor und Odin, dessen Beinamen auch Nifuz und Heifar waren). Martin und Nikolaus zogen von Haus zu Haus als gütige Spender der Herbstgaben. Am St. Nikolaustag wurde der Erbsenbär, ein in Erbsenstroh gehüllter Eber, der zum Mitwinteropfer bestimmte Zuchteber, herumgeführt. Aber die Kirche, sittigend und säntigend, auch überall bedacht, einem



Am Nikolausabend.
Stupferſtich von J. J. Wettenleiter (1750—1825).

laus ebenso in protestantischen Ländern ungeht wie in katholischen. Die heilige Lucia, ebenfalls eine vielverehrte Nothelferin, namentlich in Tirol, ist trotz ihres stets gefeierten Festes am 13. Dezember niemals zu solcher allverbreiteten Volkstümlichkeit durchgedrungen!

Je weiter aber die Erinnerung an Wotan zurücktrat und an sein geisterhaftes nächtliches Vorüberſchweifen, je weniger brauchte auch der heilige Nikolaus nur als unsichtbarer nächtlicher Gabenspender aufzutreten. Der gute Heilige nahm also menschliche Gestalt an, für die sich früh schon bereitwillige Darsteller fanden. Im Bischofsgewand, mit Mütze und Stab, einen Sack voll süßer Gaben in der Hand, kam er nun leibhaftig am Abend des 6. Dezember in die Kinderstuben, nachdem der als Knecht Ruprecht in seinen Dienst getretene, gezähmte „Kinderfresser“ nur noch ein wenig mit Ketten geraffelt und an die Tür gepoltert hatte. Dann folgte dem bekannten angstvollen Beten und Aussagen das Ausleeren des Sackes, aber auch mancher derbe Kutenshieb von seiten des Ruprecht, der seine Bösartigkeit nicht ganz verleugnen konnte. Daß seine Figur die viel ältere von beiden ist und vorchristlicher Zeit entstammt, darauf deuten seine ganz verschiedenen Namen. Denn während in den vielen abgewandelten Namen des Heiligen: Niflo, Nifolo, Seneklas, Sannicklaus, Sünneklas, Bullerklas usw. immer noch der Nikolaus durchklingt, heißt sein Begleiter „Knecht Ruprecht“ in Mitteldeutschland, „Schmuzli“ in der Schweiz, „Hans Trapp“ im Elsaß, „Hans Muff“ am Niederrhein, „Klapperbock“ in Westfalen, „Klaubauf“ in Bayern, „Bercht“ in Schwaben und „Krampus“ in Osterreich. Dort nimmt auch seine überhaupt niemals



St. Nikolaus als Bischof von Myra mit den 3 Kindern.



Der Kinderfresser.

(Aus der Sammlung „Gustav Freytag“, Stadtbibliothek in Frankfurt a. M.)

liebliche Erscheinung einen bedenklich höllischen Charakter an: schwarzes Gesicht, gebogene Hörner, eine lang ausgestreckte rote Zunge und auf dem Rücken einen „Bullkorb“, aus dem die Beine eines ausgestopften Buben hängen! Sein Ebenbild steht heute noch, aus schwarzen, dünnen Zweigen, mit feuerroter Zunge, geformt, auf dem österreichischen Weihnachtsmarkt, aber die Kinder entfesen sich nicht mehr vor ihm. Im Gegenteil! . . .

Heutzutage gehen nur noch selten beide Figuren, die segnende und die groteske, in Deutschland um, es hat sich eine Verschmelzung zu einer einzigen vollzogen, die bald mehr die ehrwürdige, bald mehr die prügelstüchtige Seite herauskehrt, je nach dem leicht zu erschreckenden Kleinen oder bereits unehrerbietig lachenden größeren Publikum. In meiner Jugendzeit erschienen in einem bekannten ländlichen Knabeninstitut voll sehr mutwilliger Zöglinge sogar zwei Ruprechte, derbe Hausknechte, deren vereinte Kraft zur Bewältigung der auf ihre Säcke stürmenden Zungen gerade eben ausreichte, wobei es unbarmherzige Prügel setzte. Zwanzig Jahre später wohnte ich der zitternden Erwartung des Nikolaus im Kreis sehr braver, wohlzogener Kinder bei. Er kam, hörte die Gebetelein und Sprüche, lobte die Kleinsten und wandte sich nun mit ernster Miene an einen fünfjährigen „Großen“, ihm bedeutend, daß er gehört habe, er habe heute wieder seine Suppe nicht essen wollen.

„Und die gelben Rüben auch nicht!“ bekannte schlotternd der tief zerknirschte kleine Mann aus freien Stücken dazu.

Solche Ausnutzung des Nikolaus zu pädagogischen Zwecken wird wohl auch eine Hauptstütze des von einem Jahrhundert dem andern überlieferten Gebrauchs sein. Eine andere, sehr amüsante Verwendung zum geschäftlichen Nutzen haben die Holländer erfunden. Dort laden die Konditoreien ihre in diesen Tagen massenhaft zu versendenden Pakete in einen Wagen, auf dem der heilige Nikolaus thronet, der sie in der Stadt umherfährt; der „schwarze Knecht“ aber, wie vorher

bekanntgemacht, bringt sie in die Häuser. Die größten Konditoreien brauchen drei solcher schwarzen Knechte, um alle Aufträge zu bewältigen!



Knecht Ruprecht erschreckt Kinder.
Kupferstich von J. S. von Goez. (1784.)

Die Kinder in den Niederlanden aber stellen abends ihre Schuhe, lederne und hölzerne, vor die Schlafzimmertür der Eltern und legen auch wohl in die Nähe ein Päckchen Heu für den Hiel oder Schimmel des heiligen Nikolaus. Am andern Morgen ist dies verschwunden, aber die Schuhe sind mit Süßigkeiten und Spielzeug gefüllt. Es mag auch vorkommen, daß ein allzu Ungezogener übergangen wird, wie der Junge auf dem unten wiedergegebenen Gemälde von Jan Steen, der so reuevoll losheult, während die Geschwister dabei sind, die vorgefundenen Schätze zu teilen und die Eltern voll Freude ihrem Treiben zuzuschauen. Auch im Allgäu, der Bodenseegegend, in der Schweiz und in Tirol hat sich die Sitte der nächtlichen Bescherung erhalten, in Deutschland aber erscheint an den meisten Orten der „Pelznickel“ persönlich. Der hie und da noch vorkommende Name „Pelzmärtel“ deutet darauf, daß früher auch der heilige Schim-

melreiter Martinus mit dem berühmten Mantel an Stelle Botans getreten ist. Aber der heilige Nikolaus hat ihn verdrängt.

Die in vielen Gebirgsorten früher am Nikolausabend üblichen lärmenden Umzüge junger Burschen werden auch auf altheidnische Bräuche zur Abwehr böser Geister in der Zulzeit gedeutet. Allmählich wurde aber des nächtlichen Horn-tütens und Schießens, Peitschenknallens und Kesselschlagens so viel, daß sich die Polizei ins Mittel legte und solche altgermanische Lustbarkeit als für die Ohren unserer Zeit ungenießbar abstellte. Dagegen besteht noch in manchen Gebirgsdörfern Oberbayerns die hübsche Sitte, zur Nikolausbescherung eine kunstreiche Pyramide aus schönen Äpfeln mittels eingesteckter Stäbchen zu bauen und dann mit Tannengrün, goldenen Rüssen und Lichtern auszuschnücken, das sogenannte „Paradeis“, als Vorläufer des strahlenden, erschnittenen Christbaums.



Das Nikolausfest.
Gemälde von Jan Steen. (Reichsmuseum in Amsterdam.)

Auch besondere Brot- und Gebäckformen zur Nikolauszeit gibt es noch dort und in manchen Häusern die alten „Holzmödel“, aus denen der heilige Bischof in vollem Ornat als Prachtfüßler von Marzipan oder Lebkuchen hervorgeht. Nikolauslieder und Nikolausspiele waren einstmal in Tirol und Oberbayern verbreitet, ebenso die festlichen Umritte am 6. Dezember, von denen noch genaue Aufzeichnungen vorhanden sind. Kein heidnische Überreste sind auch in den verschiedenen Vermummungen erhalten, die als „Bär“,

„Schimmel“, „spanischer Hengst“ und „Klapperbock“ in Niederdeutschland und auf den friesischen Inseln umgehen, die Kinder zu schrecken. Der Schimmel wird mit weißen Tüchern dargestellt, der Bär hat eine Hülle von Erbsenstroh und führt kräftig die Aute, auch auf die freischenden und flüchtenden jungen Mädchen. Der Klapperbock aber ist der greulichste von allen, er trägt an einer fellbekleideten Stange einen Holzkopf mit beweglichen Kinnladen, die durch eine Schnur regiert werden und in der Dunkelheit einen schr.lichen Lärm machen. Im Harzgebirge aber ging der „Haberjack“ um, dessen Kopf ein alter, struppiger Besen auf langer Stange ist, während der Träger unter einem Leintuch steckt. Warum er so umgeht und als Schreckgespenst in die Weihnachtstuben eindringt, weiß er selbst nicht, es ist eben ein alter Brauch, den man ausüben muß, und der den Burschen Spaß macht.

So leitet denn eine ununterbrochene Kette von Vorstellungen und Gebräuchen aus unserer neuften, elektrisch beleuchteten Zeit in die uralte zurück, in der die fellumhangenen Germanen

beim Schein der Kienfackel ihr großes Fest mit Schweine-schlachten und tagelangem Trunk zu Wotans Ehren feierten. Und was dann in langsamer, fast zweitaufendjähriger Umbildung durch die Vereinigung altgermanischer Überlieferung mit christlicher Andacht entstanden ist: die Weihnachtszeit mit ihrer ahnungsvollen Erwartung und der Vorfeier des Nikolausabends, das ist so schön und poesievoll, so ganz dem deutschen Volksgemüt entsprossen, daß wir es als nationalen Schatz bewahren

und unsern Nachkommen überliefern sollen. Viel alte Bräuche sind ja verschwunden, die sich mit der neuen Zeit nicht vertrugen, aber je nüchterner und geschäftsmäßiger das Leben draußen geworden ist, um so fester sollten wir die paar Überbleibsel der alten Sitten im Haus bewahren und pflegen. Solche ins Kinderleben hereinspielenden leibhaftigen Wundermärlein sind keine „Lügen“, wie der Fanatismus der Aufklärung in der Kinderstube behauptet, sondern farbige Erlebnisse, die ihren besonderen Zauber haben und unverlöschlich in Erinnerung bleiben, bis man selbst wieder zu den eigenen Kindern den Nikolaus kommen läßt.

Mögen sich darum nur recht viele von ihnen seinen Auszug aus dem verschneiten Wald ungefähr so vorstellen, wie ihn das lustige Bildchen hier zeigt. Und mögen an

Nikolausabend viel fröhliche Kinderherzen sich der uralten Gaben freuen: Apfel, Birnen, Nüsse und Lebkuchen — und ein Kütlein zum Spaß, mit farbigem Band umwunden, ganz wie es der heilige Nikolaus vor fast tausend Jahren schon den Kindern des Landes gebracht hat!



Mit Genehmigung von H. Folgtänders Verlag in Leipzig

Der Weihnachtsmann.
Lithographie von W. Caspari.

Der stille Weg.

Roman von Richard Skowronnek.

(12. Fortsetzung.)

Je weiter der Abend vorschritt, desto größer wurde Fräulein Elisabeths Enttäuschung. Schon als das lange Breat mit den unverheirateten Herren des Bataillons auf der Rampe vorfuhr, hatte sie ein betrübtes Gesicht gezogen, denn der, den sie nach langen vier Jahren wiederzusehen hoffte, war nicht gekommen. Lauter fremde Menschen, darunter auch der geschneigelte Bataillonsadjutant, auf den sie seit gestern einen ordentlichen Haß geworfen hatte. Und wie ein guter Bekannter trat er auf sie zu, nahm sich heraus, ihr die Hand zu küssen, sie aber hatte Mühe, eine leidlich korrekte Haltung zu bewahren. Und nachdem er ihr die andern Herren der Reihe nach vorgestellt hatte, wich er nicht von ihrer Seite, verwickelte sie in eine Unterhaltung, die sie nicht im geringsten interessierte, kaum daß es ihr gelang, sich auf ein paar Augenblicke loszumachen, um Mir nachdrücklich zu befragen, ob sie sich auch nicht getäuscht hätte, als sie unter den Zulagen den „bewußten Namen“ zu lesen glaubte. Erst als diese aufs bestimmteste versicherte, sie hätte eigens noch einmal auf Frau Fannys Schreibtisch nachgesehen, zog wieder ein Schimmer von Hoffnung in das Herz der Kleinen. Es war ja möglich, daß „Er“, durch irgendeinen unvorhergesehenen Zwischenfall im letzten Augenblick aufgehalten, später kam. Und sie fing an, den Leutnant von Erg-

leben, der sie zum ersten Malzer holen kam, vorsichtig auszuforschen. Der aber, durch das plötzlich erwachende Interesse an seiner Unterhaltung erfreut, gab ahnungslos und bereitwillig Auskunft:

„Dienst, mein gnädiges Fräulein, noch heute abend? Nein, daß ich nicht wüßte. Oder doch, mit einer einzigen Ausnahme. Der Kollege Sactow hat, wenn ich nicht sehr irre, die Oberjäger und Patrouillenführer seiner Kompagnie zu einer kleinen Exkursion ins Stadtwäldchen geladen, aber, wie es auf den Doktorrezepten heißt, „m. d. s.“: muß doch sterben! Wird deshalb morgen und an den folgenden Tagen nicht besser abschneiden als die übrigen.“

„Und sind das nun alle Herren Ihres Offizierkorps?“ forschte Fräulein Elisabeth weiter und deutete mit der Hand im Kreis.

„So ziemlich, mein gnädiges Fräulein. Von den unverheirateten fehlen jedenfalls nur zwei. Unsere beiden Moltkes, der Hauptmann von Kreienberg und mein Oberkollege Kalkhoff.“

Fräulein Elisabeth bemühte sich, ein möglichst unbefangenes Gesicht zu machen, trotzdem ihr das Herz so laut zu klopfen angefangen hatte, daß sie glaubte, der dicht vor ihr stehende Leutnant müßte es hören. „Ach, die beiden Herren sind wohl nicht eingeladen?“



Ein unerwarteter Erfolg.

Gemälde von R. Grieb.

Photographie und Verstoß von Franz Guntterangl in München.

„Doch, mein gnädiges Fräulein. Nur sie sind . . . na, wie sagt man da gleich? . . . also ein paar furchtbar einsame Solofreife. Bei dem Gedanken, eine Tischdame unterhalten zu müssen, kriegen sie, glaub' ich, Kanonensieber. Auch heute hab' ich den Oberkollegen Kalkhoff zu dem einsamen Dämmererschoppen mit seinem Spezi Kreienberg ins Kasino steuern sehen. Da sitzen sie beide, sagen nur alle halbe Stunde mal „Prost!“ und titulieren sich gegenseitig im stillen schon „Schwäger“, wenn der eine beim Zutrinken den Namen des andern ausspricht!“ Der Leutnant von Erleben lachte wohlgefällig über die seiner Ansicht nach unsäglich komische Schilderung, und Fräulein Elisabeth lachte mit, trotzdem ihr gar nicht danach zumute war. So tröstlich ihr die erneute Bestätigung der Tatsache war, daß „Er“ in all den langen Jahren an keine andere gedacht hatte, so groß war ihr Zorn, daß er nicht gekommen war, trotzdem sie auf ihn wartete. Wenn er's freilich auch nicht wissen konnte, aber das war keine Entschuldigung! Einmal hätte er doch eine Ausnahme machen können, zumal, nachdem er schon zugesagt hatte! . . . Und als wenn sie den, der bei seinem „Dämmererschoppen“ saß, damit ärgern und aus seiner Gemütsruhe hätte stören können . . . sie fing an, den Komplimenten ihres Tänzers ein freundlicheres Ohr zu leihen, kokettierte sogar ein bißchen schüchtern mit ihm, so daß der Bataillonsadjutant, als einer der Kameraden seine Dame zu einer Extratour holen kam, mit einem ordentlich gnädigen Kopfnicken seine Erlaubnis erteilte. Der Sieg in dem Millionenwettrennen schien ihm so ziemlich sicher, und da er das Fräulein ja auch nachher zu Tisch zu führen gedachte, formulierte er im Geist schon die Frage: Glauben Sie an Sympathien auf den ersten Blick, mein gnädiges Fräulein? — die Frage, von der man mit kühnem Übergang auf den eigenen Fall zu sprechen kam, um in scharfem Drauslosgehen als Erstes den Pforten zu passieren . . . Und während er von den Millionen träumte, die dem Sieger winkten, glaubte er wirklich etwas wie Liebe zu spüren für das dürstige und so reizlose Geschöpfchen, das nun mal die unumgängliche Dreingabe bildete . . .

Alix Prahlstorff, die neben dem Baron Ravensberg stand — einem hageren Herrn mit englisch gestutztem Schnurrbart und auch einmal ein „Anbeter“ von ihr in jenen Prahlstorffer Zeiten — winkte die Kleine zu sich heran, als ihr Tänzer sie nach der Extratour zu dem Bataillonsadjutanten zurückführen wollte. „Komm, kleines Liebchen!“ Dem Baron Ravensberg aber, der sich in Komplimenten erschöpft hatte, bemerkte sie mit einem spöttischen Lächeln: „Pas trop de zèle, mon cher, da drüben ist viel, viel mehr zu holen. Hab' mir erzählen lassen, das kleine Fräulein da soll in jeder Hand ein reichliches Duzend Millionen tragen. Also sparen Sie Wis und Geist, bin nicht sicher, ob Sie in der Lage sind, zweimal am Abend das gleiche Quantum zu produzieren!“ „Aber Komtesse!“ erwiderte der Baron Ravensberg betroffen und griff nach dem gestutzten Wärtchen. Sie aber ließ ihn mit einem Achselzucken stehen, ging der Kleinen entgegen. „Na, Schwesterlein, und wie steht's mit dem Amüsement?“

„Ach Gott, Alix“, seufzte Fräulein Elisabeth tief auf. „Und denk' dir, was ich herausgebracht habe. Im Kasino sitzt er, bei einem Dämmererschoppen, ich aber guck mir hier die Augen blind, und er kommt nicht und kommt nicht . . .“

Alix Prahlstorff lächelte. „Paß mal auf, was du für eine Schwägerin hast. Hegen kann sie sogar, und in einer knappen Stunde ist er da. Aber, wenn du mir eine Liebe antun willst, verdreh diesem langen Menschen da recht gründlich den Kopf, wir beide aber wollen hinterher, wenn erst der andere da ist, aus Herzensgrund lachen!“

Sie ließ die Kleine, ein wenig verdutzt, stehen und schritt davon, um dem im Kasino sitzenden Oberleutnant Kalkhoff durch einen telephonischen Anruf klarzumachen, daß er sein Glück verpackte, wenn er noch länger beim Dämmererschoppen säße; als sie sich auf der Terrasse noch einmal umwendete, sah sie, wie ihr ehemaliger Anbeter den erhaltenen Wink befolgt hatte. Der Baron Ravensberg stand neben Fräulein Elisabeth

Schmiecke in anscheinend sehr empfindlicher Unterhaltung, den langen Oberkörper hinuntergebogen, und da, jetzt führte er sie auf den Tanzboden zurück, um mit ihr zum Walzer anzutreten, wie ein blutjunger Leutnant . . . eine heiße Berachtung stieg ihr empor gegen all das, was sich unter dem Namen „Ständesgenossen“ zusammenfassen ließ! Kalt wie die Hundenasen und wandelnden Rechenegempel, die ihre Gefühle nach der Höhe der zu erwartenden Mitgift regulierten . . .!

Eine unbekannte Stimme antwortete am Telephon: „Der Oberleutnant Kalkhoff? Nach Duesenddorf geritten, nicht mehr hier, jagt irgendeinem Mädchel nach, abgetan und habeat sibi!“ Sie hängte den Hörloeffel wieder auf, wandte sich um . . . ein rascher Schritt erklang hinter ihr . . . Angst jagte ihr über den Rücken . . . sie wollte ausweichen, schreien . . . zwei starke Arme umschlangen ihren Leib, und ein heißer Mund preßte sich auf ihre Lippen. „Hab' Dank, Liebste, daß du gekommen bist . . . ich verzweifelte schon, aber da sah ich dich ins Haus gehen . . . Und hab' keine Angst . . . kein Mensch hat mich gesehen, die Tür zur Diele aber hab' ich verschlossen!“

Sie rang sich los und stieß ihn zurück. „Herr von Sacrow, was nehmen Sie sich heraus?“

„O Gott, Komteß Alix, haben Sie doch ein wenig Mitleid. Als ich Ihre liebe, ach so lang' entbehrte Stimme hörte, da überkam es mich mit unwiderstehlicher Gewalt, und vergehen Sie, daß ich Sie erschreckte . . . Wie ein Ungerechnungsfähiger gehe ich ja herum, keinen klaren Gedanken mehr im Kopf . . . Und jetzt ein Wort nur, einen Schimmer nur von Hoffnung, und ich bin schon zufrieden!“ Und als sie nicht gleich antwortete, trat in seine Stimme ein Grollen: „Also gut! Ein Narr bin ich gewesen, daß ich nicht zugriff, als es noch Zeit war . . .“

„Heinner!“ schrie sie auf und umklammerte im Dunkeln seine Arme, denn in dem Ton seiner Stimme lag etwas, was sie schreckte, drängte sich, vor Angst zitternd, an ihn, ihre Lippen suchten seinen Mund. Danach aber ein Duzend von Angst um ihr Glück eingeebener, gehefter Worte: „O Gott, das war doch nur, weil du mich so furchtbar erschreckt hattest! Und hab' Dank, daß du endlich gekommen bist, mich zu halten . . . ich verzagte schon in all diesen Tagen, wo du fernbliebst, und wie hab' ich um dich geweint und gelitten. Jetzt aber geh, sonst kommt man mich suchen, und glaub' an mich!“ Er preßte sie in seine Arme, raunte trinkene Worte an ihrem Ohr, von denen sie nur den Schall vernahm . . . eine Tür schlug zu, sie war wieder allein. Die Knie bebten ihr, und kraftlos ließ sie sich auf den nächsten Stuhl sinken, den ihre tastende Hand im Dunkeln fand . . . ein kurzes Aufschluchzen, wie entehrt und entweiht kam sie sich vor, ganz zerbrochen und zererschlagen . . . Aber sie mußte weiter . . . wenn man sie da draußen vermisse?! . . . Sie erhob sich mühsam, um auf ihrem Zimmer Haar und Toilette zu ordnen, und während sie, noch immer mit bebenden Knien, die Treppe hinaufschritt, kam ihr langsam die ruhige Überlegung wieder. Schließlich, was war denn geschehen? Ein Wahnmwitzer hatte sie heimlich überfallen, und sie hatte sich zur Wehr gesetzt, so gut sie's vermochte! Ein Hindernis, das man nehmen mußte, wenn man zu seinem Glück gelangen wollte, ein letzter dunkler Fleck, ehe man in die helle Zukunft schritt . . . vorbei und nur keine schwarzen Gedanken . . . morgen früh mußte der Wahnmwitzer irgendwie zur Vernunft gebracht werden . . . Sie musterte ihr Gesicht im Spiegel: keine Spur mehr der ausgestandenen Todesangst, nur ein wenig blaß, aber dem war leicht abzuhelfen. Von unten drangen die Takte eines Straußchen Walzers heraus, Kanonenschläge, eine Rakete fuhr zischend und prasselnd in die Höhe. Da stand sie auf und ging durch die dunkle Zimmerflucht ins Helle zurück. Als sie die letzte Tür öffnete, strahlte ihr ein Meer von Licht entgegen, der ganze Park schien in Flammen zu stehen . . . Ein suchender Blick kam von unten, sie schritt langsam die Stufen hinab und, halb unbewußt, wiederholte sie die Worte, die sie irgendwann und irgendwo am Nachmittag gehört hatte: „Schickal, ich halte dich!“

Die beiden Einsamen im Kasino hatten wie immer schweigend einander gegenübergeessen, jeder mit seiner Zeitung beschäftigt. Nur von Zeit zu Zeit schielte der Hauptmann von Kreienberg argwöhnisch über den Rand seines Blattes, denn in dem Gehaben seines Freundes war etwas, was ihn unruhigte. Anscheinend keine rechte Andacht bei der Lektüre, und weshalb trug er wohl zu den verdächtigen Lachstiefeln den besten Überrock? Da beschloß er, ein wenig auf den Busch zu klopfen, legte die Zeitung für ein paar Augenblicke aus der Hand und steckte sich eine Zigarre an.

„Also wie heißt's in der biblischen Geschichte? Und als Moses vom Berge stieg, sah er, daß sein Volk um ein goldenes Kalb tanzte! Oder so ähnlich, denn es ist schon eine Weile her, daß ich's lernen mußte.“

Der Oberleutnant Kalkhoff blickte auf. „Wie meinen Herr Hauptmann?“

„Na hören Sie nur weiter! Danach versammelte er die Leviten um sich und ließ von den Abtrünnigen erschlagen an dreitausend Mann!“

„Verzeihung, Herr Hauptmann, aber . . .?“

„'n bißchen längere Zeitung als gewöhnlich, lieber Kalkhoff,“ knurrte der Hauptmann, „und sonst verstehn wir uns doch besser . . .?“

„Ach so, Herr Hauptmann meinen wegen der morgigen Besichtigung? Ja, das hat mich auch im letzten Augenblick schwanfend gemacht. An solchem Tag mit einem Jammer antreten . . .“

„Na endlich! Aber keiner von den Herren denkt an den Moses, der morgen vom Berg Sinai kommt mit den breiten roten Viefen an den Hosen; denn das goldene Kalbchen, um das sie tanzen, soll ungezählte Millionen auf dem Buckel tragen, und wem's glückt, es bei den Ohren zu fassen, der pfeift natürlich auf alle Besichtigungen im besonderen und den förmlichen Dienst im allgemeinen, also mit einem Wort: Soldaten! Psiu deumel! Dabei, wie Hartung mir heute mittag mitteilte, eine gehobene Angelegenheit. Erleben macht das Kennen, die andern sind nur, ohne freilich eine Ahnung zu haben, Staffage . . .!“

Als der Hauptmann von Kreienberg nach dieser außergewöhnlich langen Rede wieder nach seiner Zeitung langte, sah er zu seiner Verwunderung, daß der Oberleutnant Kalkhoff die langen Gliedmaßen aus dem Sessel rechte, um auf den von der Lampe herabhängenden Knopf der Schelle zu drücken. „Ordnonanz!“

„Herr Oberleutnant befehlen?“

„Weine in die Hand, in zehn Minuten soll mein Jäger mit dem gesattelten Gaul hier vor dem Kasino stehen!“

Der Hauptmann von Kreienberg nahm vor Verwunderung die Zigarre aus dem Mund. „Manu, Kalkhoff! Auch mit einem Mal hopsassa um das goldene Kalbchen?“

„Nein, Herr Hauptmann,“ erwiderte der andere mit ernstem Gesicht, „nur mal kurz nachsehen, ob's die ist, die ich meine, um dann einen Schlusstrich zu ziehen unter . . . unter . . . na sagen wir mal unter eine Erinnerung. Kann aber auch eine Hoffnung gewesen sein!“

Da schwieg der Hauptmann, denn er entsann sich einer ähnlichen Situation vor langen, langen Jahren, wo auch einer zugehört hatte, wie sein Schatz sich einem andern verlobte . . .

„Na also meinen Segen, Kalkhoff!“ . . . Und, Gott sei Dank, daß sich später am Telephon Gelegenheit geboten hatte, dem Arger ein wenig Luft zu machen. „Wenn er aber morgen verflucht, laß ich ihn unweigerlich einsperren“, hatte er noch in den Trichter geschrien, aber von drüben her kam keine Antwort mehr, die Verbindung schien unterbrochen.

Das Nachteffen war vorüber, das von dem Musikkorps des Jägerbataillons gestellte Doppelquartett intonierte eine Polonäse.

die der Leutnant von Erleben als geborener Vortänzer zu eröffnen gedachte, um bei dem Gang durch die Laubwege des Parkes die Belagerung durch einen föhnen Sturmangriff zum siegreichen Ende zu führen. Bisher hatte der Kampf unentschieden gestanden, die Kleine schien so selbstsam zerstreut, sah alle Augenblicke nach der Beranda hinüber . . . Und gerade als er ihr den gekrümmten Arm reichen wollte, um sie an die Spitze der in regellosem Haufen stehenden Gesellschaft zu führen, geschah das, gelinde gesagt, Unerhörte, Katastrophale: seine Tischdame ließ ihn ohne jede Entschuldigung stehen, schritt, nein, lief fast auf die Beranda zu, auf der ein einsamer Chasseuroffizier erschienen war, der blinzeln ins Helle blickte und sich bei näherem Zusehen als der Oberkollege Kalkhoff entpuppte.

Und die beiden schüttelten sich die Hände — im ersten Augenblick hatte es fast ausgesehen, als wollten sie einander umarmen — jetzt aber standen sie unbefümmert um all die Augen, die zu ihnen hinaussahen, lachten und schwatzten wie zwei, die seit tausend Jahren zusammengehört; der Leutnant von Erleben aber entsann sich mit einem Mal, daß es Zeit war, die jüngeren Herren des Bataillons daran zu erinnern, daß in Anbetracht der kommenden Besichtigung morgen auch noch ein Tag wäre.

Im Vorbeigehen streifte er die alte Baronin Reichner mit einem vorwurfsvollen Blick, allein ein Achselzucken nur war die Antwort. Die würdige Dame schien ebenso überrascht wie ihr Schützling, aber sie deutete durch eine Pantomime an, daß vor solchen Unbegreiflichkeiten auch ihr Können versagen müßte.

Und gewissermaßen als eine Steigerung des Vorganges, der sich da oben wie auf einer Schaubühne abspielte: Herr August Schmielle und die Komtesse Prahlstorff gingen nebeneinander den gleichen Weg, den Fräulein Elisabeth gegangen war. Ein gegenseitiges Vortreten, lebhaftes Durcheinandersprechen, Händeschütteln, glückstrahlende Gesichter . . . na also! Unten um die langgedeckten Tafeln ein Murmeln, irgendeine Stimme rief: „Tusch . . . Tusch . . .!“ Die Musik machte „Natatatsching, bumtaratarara“ in dreimaliger Wiederholung . . . von der Terrasse her winkte die Komtesse Prahlstorff übermütig mit dem Taschentuch — „Beter Dietrich, die Rede!“

„Ruhe! — Ruhe!“ Klang es im Kreis, der Baron Duesendorp stand auf, um nach einem fragenden Blick an die Gattin mit dem Messerrücken gegen sein Glas zu klopfen . . . „Meine verehrten Damen und Herren, die Ereignisse haben zuweilen ein rascheres Tempo als vorher gefaßt Entschlüsse. Einige Herzen . . .“ — „vier, Beter Dietrich!“ rief die Komtesse von der Beranda . . . „also schön, vier Herzen, damit es ein Aufwaschen gibt, und die ihr Glück noch ein Weilschen im verborgenen tragen wollten . . . na also, ich bin kein Redner! Die beiden Brautpaare da oben auf der Terrasse — hurra, hurra, hurra! . . .“ Erneuter Tusch, Händeschütteln und endlose Gratulationen, bei denen der Leutnant Kalkhoff immer ein Gesicht machte, als müßte er sich entschuldigen, und das Zeit nahm seinen Fortgang. Nur die Polonäse mußte ein anderer anführen, denn der Leutnant von Erleben war mit einem Mal verschwunden. Als ihm einige der jüngeren Kameraden mit ironischer Teilnahme die Hand zu schütteln gedachten, war er nicht mehr zu finden gewesen. Aber die ganze Gesellschaft aber schien eine Art von Mauth gekommen zu sein, als wenn ein jeder an den ungezählten Millionen, die heute ihre Bestimmung gefunden hatten, einen Anteil befehen hätte . . . die riesige Erdbeerbowle, die in einem Kübel voll Eis stand, mußte noch etliche Male gefüllt werden, und als die erschöpften Musikanten endlich ihre Instrumente zusammenpacken durften, hob sich hinter den Parkwipfeln schon der graue Morgen. Ein fernes Gewitter schien niedergegangen zu sein, trübe blickte der Himmel darein, die grauen Wolken drohten mit Regen. — —

(Fortsetzung folgt.)



„Kommst du Land . . .“
Herrn v. Wied.

Copyright 1881 by Franz Schölkopf, Stuttgart.

Das liebste Spielzeug.

Von Helene Hart.



In diesen Vorweihnachtstagen wetteifern wiederum die Spielwarenläden miteinander in originellen Neuheiten und atemberaubender Pracht. Jedes Jahr bringt Schöneres, Vollkommeneres auf dem Gebiet des Spielzeugs hervor, die Kunst hat sich auch hier des kleinsten Dinges bemächtigt — wie ein buntes Märchen mutet die Auslage eines Spielwarenlagers in der Großstadt an.

So viel und so vielerlei aber auch die zärtliche Mutter dem Töchterchen beschenken mag — das Kind wird, wenn es ein echtes Mädchen ist, zuerst nach der Puppe greifen. Aus einem

angeborenen Instinkt heraus, einer schlummernden Mütterlichkeit, die sich betätigen und üben will, bis statt der Puppe ein Geschöpfchen von Fleisch und Blut in den wiegenden, hegenden Armen liegt. Und wenn man sieht, was alles das Kind mit dem Namen „Puppe“ belegt, wie es die in Lappen gewickelte Fußbank, den hölzernen Stiefelnknecht oder auch nur einen Klob, ein Kissen liebevoll herumträgt und „erzieht“, wenn man ferner nach den Puppen urteilt, die unter den wilden Völkern unserer Tage noch üblich sind, so darf man mit Sicherheit darauf schließen, daß der Liebling unserer Kinder auf ein ehrwürdiges Alter zurückschauen kann.

Der Beweis dafür ist übrigens erbracht. Man hat in Grabstätten, die zweitausend Jahre lang ihr ernstes Geheimnis gehütet hatten und dann durch den wühlenden Spaten zufällig entdeckt und geöffnet wurden, neben kindlichem Gebein auch — Puppen gefunden, rührende Zeugnisse einer Mutterliebe, die dem toten Kind den liebsten Gefährten sonniger Tage noch in das letzte Bettchen hineingelegt hat. Die kleinen Mädchen von heute würden sich freilich für Puppenkinder in der Art dieser ägyptischen bedanken! Sie würden wohl auch noch der „Dolche“ unserer Großmütter recht verständnislos gegenüberstehen! Denn wie hat das plumpe Spielzeug von einst sich im Lauf der Zeit verändert! Ein Kunstwerk ist daraus geworden, das kaum noch vervollkommen werden kann, ein Gebilde, das schläft und geht und spricht, dem nur noch das Letzte, das Leben, fehlt, um aus einer Puppe zu einem „wirklichen“ Kindchen zu werden.

Und nicht nur ein Kunstwerk, sondern ein Industrieartikel, der Tausenden Brot und Nahrung gibt, der zu einem wichtigen Faktor im wirtschaftlichen Leben unseres Volks geworden ist. Ganze Gemeinden des Thüringer Walds leben „von Puppengnaden“! Wer an schönen Sommertagen bei so genanntem „Trockenwetter“ durch die Dorfstraßen von Sonneberg, Ratterfeld und

Engelsbach, Waltershausen und Georgenthal wandert, kann Haus bei Haus die noch feuchten grauen Puppenglieder auf großen Gestellen vor den Türen ausgebreitet liegen sehen.

Und tritt man ein in die niedrigen Stuben, wo gefangene Waldvögel in den Käfigen ihre Sehnsuchtslieder schmettern, so findet man alt und jung, Mann und Frau im Dienst der Puppe beschäftigt. Hier wird geformt und dort geplättet, hier werden Locken gedreht und dort die winzigen Kleidchen und Hemdchen genäht — ein jeder hat seine bestimmte Verrichtung, auf die er eingefucht ist, und alles arbeitet einander in die Hände, das lustige Werk zu fördern.

Das Geschick zur Puppenarbeit erbt sich dort förmlich fort, jahrhundertalter Brauch scheint schon die Kinderfinger gelenkig zu machen, denn es ist erstaunlich, was von den kleinen Händen, die noch nicht einmal den Schieferstift zu führen wissen, in der Puppenheimarbeit geleistet wird.

Kein Chronist hat aufgezeichnet, wann Thüringer Bauernsäute zum erstenmal zum Schnitzmesser gegriffen haben, wann droben im Wald die erste Dolche entstanden ist! Aber schon im Mittelalter waren Thüringer Puppen ein beliebter Handelsartikel, nur daß man ihre Heimat nicht kannte, denn sie segelten unter fremder Flagge, unter den Namen der reichen und angesehenen Nürnberger Firmen.

Durch diesen Zwischenhandel ging den armen Heimarbeitern ein gut Teil des Verdienstes verloren; der Handelsherr strich schmunzelnd ein, was in die Tasche des Bauern hätte fließen sollen, und es gehörte die ganze bäuerliche Schwerfälligkeit dazu, diese Kürzung des sauer erworbenen Gewinnes so viele Menschenalter hindurch ruhig zu ertragen.

Jedenfalls hat die Not die Thüringer Puppenindustrie geboren, denn Thüringen war wohl reich an landschaftlicher Schönheit, aber arm an Korn, und der Winter war hart und lang in den Walddörfern. Da hat wohl ein Vater die unwillige Muße benützt, um seinen Kindern ein Spielzeug zu schnitzen, und andere haben's ihm nachgemacht, bis man draußen „in der Welt“ auf die Thüringer Dolche aufmerksam wurde und weit ausschauende Kaufherren sich ebensowohl die bäuerliche Kunst als auch die Unerfahrenheit der Walbleute zunutze machten.

Heute wird von den Thüringer Fabriken aus ganz Deutschland mit Puppen versorgt, und auch das Ausland deckt einen großen Teil seines Bedarfs in den nun berühmt gewordenen Spielzeugzentren.

Vielerlei Puppenarten werden dort gefertigt: die billige Zeuggpuppe mit der Sägespänsäule, der steife Lederbalg mit aufgeleimtem Porzellankopf, die Gummipuppe des Wickelkindes, Zelloidpuppen und die zarteste der garten, die entzückende Wachspuppe — all das besteht nebeneinander und wird hergestellt, so lange sich Liebhaber dafür finden.

Aber die Kugelenkelpuppe hat doch den Vogel abgeschossen in der Gunft des großen und kleinen Publikums. Klein Wunder, bei der Haltbarkeit des



Das Zusammensetzen des Puppentörpers.



Das Eingipsen der Augen.

Materials, das sich zu so „natürlichen“ Körperchen formen läßt, bei der Zweck-

mäßigkeit des einfachen Gummizugsystems, das solche Bewegungsfreiheit gestattet und so leicht zu reparieren ist, wenn das Puppenkind unter der allzu stürmischen Zärtlichkeit der kleinen Mama einmal einen Arm, ein Beinchen eingebüßt hat. Es gibt gar nichts Schmiegsameres als diese Pappmasse, die sich zu solch weichem, zementartigem Teig kneten läßt, sich so willig der Form einfügt und nach dem Erstarren so widerstandsfähig wird.

Freilich — schön sehen die steifen grauen Papprumpfe und -glieder zuerst nicht aus. Sie müssen erst sorgsam von allen Unebenheiten und Preskrändern befreit, erst geglättet und mit Sandpapier gerieben werden, ehe sie in den schon bereitstehenden Kübeln mit Wasserfarbe und Lack jenen feinen rosigen Glanz erhalten, der das Kinderherz so entzückt.

Diese Vorarbeiten werden zum größten Teil von den Heimarbeitern in Thüringen besorgt. Die meisten Puppenfabriken befassen sich nur mit dem Zusammensetzen, Frisieren und Kleiden der Puppen und beziehen die Rohteile, die sie selbst gar nicht so billig herstellen könnten, aus den schon genannten Spielzeugorten. Ganze Wagenladungen solcher Rohteile durchziehen vor der Festzeit das Land, und manche kleine Puppenmutter mag ahnungslos im selben Zug gefessen haben mit den einzelnen Bestandteilen der sehnsüchtig erwarteten Weihnachtspuppe.

Durch ein paar einfache Handgriffe werden dann in der Fabrik Arm an Arm gefügt und die Beine mit starken Gummischlingen im Innern des Körperchens befestigt; ein einziger Arbeiter kann an einem Tag vielen Dutzenden von Puppenkörpern das

Leben geben. Ebenso schnell geht das Eingipsen der Augen, das allerdings eine sehr geübte Hand erfordert. Denn der Gips erstarrt schnell, und es gilt doch, ihn durch Hin- und Herbewegen der mit einem Gewicht beschwerten Augen so lange geschmeidig zu erhalten, bis sich ein Spielraum bildet, der das „Schlafen“ des Kindchens, das Zuklappen der Lider ermöglicht. Wenn mehrere Hände sich zuarbeiten, die erste die passenden Augen aussucht, die zweite gipst, die dritte das Bewegen ausführt, können von einer geübten Person dreihundert Paar Augen täglich eingesetzt werden. Aber so leicht und lustig sich das anseht, es ist eine in ihrer Eintönigkeit sehr ermüdende Arbeit, die kaum ertragen würde, wenn die Beschäftigung nicht wechselte.

Ist das Köpfchen befestigt und der nackte kleine Körper nochmals einer gründlichen Prüfung unterzogen, so beginnt der wichtigste Teil der weiblichen Toilette: das Frisieren. Meterweise werden von Thüringer Heimarbeitern die Lockchen gedreht; die meisten der mit Verücken bis zum Rand gefüllten Kistchen tragen Thüringer Ortsstempel. Da gibt's Lockchen vom flachsfarbenen bis zum goldigsten Blond, gibt's braunes und schwarzes und rötliches Wellerhaar, wie Seide glänzend, und so fein und weich, daß Kinderhändchen in andächtiger Scheu darüber gleiten mögen, weil sie meinen, die Englein hätten das gesponnen.

Unter dem Titel „Englische Locke“ geht dies Gespinnst aus dem Haar der Angoraziege hervor, das nur für Puppen verwendet wird, an dessen Feinheit kein Menschenhaar heranreicht. Und dennoch ist eine Perücke aus „wirklichem Haar“ auch heute noch der sehnsüchtige Wunsch manches Seelchens zwischen sechs und acht Jahren, und Mutter spart wohl heimlich ihr „Ausgefämmtes“ auf, um es zu Zöpfen für das Puppenkind verarbeiten zu lassen.

Solche Sonderbestellungen werden, ebenso wie die kostbaren Puppen, nicht von den Heimarbeitern gefertigt, sondern sind „Fabrikware“, ein Wort, dem in diesem Fall nicht der Makel der Minderwertigkeit anhaftet, sondern im Gegenteil der Begriff eines besonderen Wertes. Jede Fabrik hat ihren eigenen „Modelleur“, der die neuen Formen des Jahres schafft und für solche künstlerische Arbeit ein hohes Gehalt bezieht.

Denn auch in Puppenschönheit ist der Geschmack dem Wandel unterworfen. Die rosigen Gesichtchen, die auf den ersten Blick alle das gleiche Lächeln, die gleiche Rundung der Wangen usw. haben, sind in Wirklichkeit sehr verschieden voneinander, und die kleine Puppenmutter findet das sofort heraus.



Die Perückenprobe.



Das Ankleiden der Puppen.

Was uns, als wir Kinder waren, der Inbegriff aller Lieblichkeit zu sein schien, würde der „Jugend von heute“ nur ein mitleidiges Achselzucken entlocken; sie hat über

Puppenschönheit ihre bestimmten und sehr „modernen“ Ansichten.

Und der Modelleur trägt allen Wünschen Rechnung. Er übertrifft sich selbst und knetet und drückt, schabt und fragt an der neuen Gipsform herum, bis das Mäulchen genau so lächelt, wie's ihm in Traum und Wachen vorgeschwebt, bis das Grübchen im Kinn und die Flügel des winzigen Näschens so reizend sind, daß auch die anspruchsvollste Mama nichts mehr daran auszufetzen findet.

Im Schmuck seiner schimmernden Lockenpracht, seiner Perlenzähne und Schlafaugen wartet das Püppchen nun auf die Kleidung. Manch eines muß sich freilich vorläufig mit einem dünnen, spizenbesetzten Hemdchen begnügen, denn es gibt heute noch Mütter, die Zeit und Lust haben, das rosige kleine Ding selbst herauszuputzen. Wohl den Kindern, für die Mutterhände so heinlich und lieblich beschäftigt sind, die noch hinter verschlossenen Türen auf das Rattern der Nähmaschine lauschen und sich nicht genug darüber wundern können, wie nur das Christkind im Himmel droben zum Puppenkleidchen genau den gleichen Stoff gefunden, den Mutter hier unten im Laden für das Schullleidchen der Puppenmama erstanden hat.

Zum Aus- und Anziehen müssen die Püppchen sein, sonst hat auch die prächtigste Toilette ihren Zweck verfehlt. Denn die

Buppe soll kein Schaustück sein für das Kind, kein „Nähr“ mich nicht an“, das nur bei besonderen Gelegenheiten einmal hervor geholt wird, sondern der tägliche Spielgefährte, der seine Freuden und Schmerzen teilt und auch einen Puff vertragen kann.

Das Erziehungsmoment im Puppenspiel ist längst anerkannt und gewürdigt worden, ebenso sollte man der Gefahr eingedenk bleiben, die in der allzu großen Verfeinerung dieses Spielzeugs liegt. Es gibt einen Punkt, wo die Vervollkommnung keinen Fortschritt mehr bedeutet, sondern einen Rückschritt, ein Unrecht, das man am Kind begeht. Die wundervolle Kinderphantasie, die keine Hindernisse und Schranken kennt, die das Ärmlichste verklärt und nur Geringsten sich allmächtig erweist, schläft ein und verflümmert, wenn sie keine Gelegenheit mehr hat, sich zu betätigen.

Glücklicherweise erfährt dieser Gefahr der beste Helfer im Kind selbst. Ist es gesund und unverbildet, wie ein wirk-



Fertige Puppen.

liches Kind es sein muß, so wird es dem überfeinerten Spielzeug den Rücken kehren und statt zu der Puppe, die ihm nichts mehr sagt und gibt, wieder zur — Fußbank greifen, wie schon Mutter und Großmutter getan.



Professor Dr. J. Jabludowski †. (Zum Bildnis auf der nächsten Seite.) Am 25. November d. J. ist in Berlin Professor Dr. J. Jabludowski im Alter von 55 Jahren gestorben. Die Ärzte Berlins betrauern in ihm einen hervorragenden Kollegen, die Heilkunde einen ihrer eifrigsten Förderer, und auch die „Gartenlaube“ wird ihm ein treues Andenken bewahren, da er zu ihren Mitarbeitern gezählt hat. Jabludowski wurde zu Bialystok in Rußland geboren, er widmete sich dem medizinischen Studium und wurde russischer Militärarzt im Preobraschenski'schen Garderegiment. Anfang der achtziger Jahre ließ er sich in Berlin nieder, nachdem er das deutsche ärztliche Staatsexamen gemacht hatte. Um jene Zeit kam eine Heilmethode, die verschiedenen Völkern seit langem bekannt war, in Europa aber vernachlässigt wurde, in Aufnahme. Es war dies die Massage. Jabludowski widmete sich ihr mit vollem Eifer. Die Kunst des Massierens, die so lange von Badern und Schärern oder Streichfrauen geübt wurde, stand damals noch auf schwachen Füßen. Es galt, sie wissenschaftlich zu prüfen, ihre Wirkung auf den Körper

festzustellen, die Krankheitsfälle zu ermitteln, für die sie sich besonders eignete. Es lag natürlich nahe, sie mit der Heilgymnastik zu verbinden. Auf beiden Gebieten bewährte sich Jabludowski's ärztliche Tätigkeit, und er darf heute zu den Gründern der modernen, auf wissenschaftliche Grundsätze gestellten Massage zählen. Ganz besonders widmete er sich dem Gebiet der Beschäftigungsneurosen, wie Klavierspielerkrampf, Schreibkrampf und dergleichen. Die Erfahrungen, die er in dieser Hinsicht gesammelt hatte, führten ihn auch zum Erfinden von Mitteln, die solche Erkrankungen verhüten könnten. Vor nicht langer Zeit übertraf er die Welt mit der „Jugendklaviatur“. Sie kann, wie unsere Leser sich erinnern werden, an die Stelle der gewöhnlichen eingeschaltet werden; da sie in ihren Nähen der kleineren Hand der Kinder angepaßt ist, ist sie wohl geeignet, einer frühzeitigen und schädlichen Übermüdung der Muskeln zu steuern. Auch die hygienische Seite der Massage wurde von Jabludowski berücksichtigt, und in einer der letzten Jahrgänge der „Gartenlaube“ (1904) gab er treff-

liche Wink, wie sie auch im Dienst der Kosmetik als „Schönheitsmassage“ Verwendung finden kann. Seit zehn Jahren war Professor Zabłudowski Leiter der Berliner



J. G. Schaarmacher, Berlin, phot.

Professor Dr. Zabłudowski †

Universitäts-massageanstalt und hatte außerdem eine weit ausgedehnte Praxis J. J. David. (Zum nebenstehenden Bildnis.) Eine der markantesten Erscheinungen der österreichischen Literatur, ein Talent, auf dem viel schöne Zukunftshoffnungen ruhten, ist am 20. November mit J. J. David aus dem Leben



J. J. David, Wien, phot.

J. J. David †

und er selbst hat es am besten gewußt, denn Schwerkummer lag wie ein Schleier über seinem Leben und Schaffen, all seine Werke, sei es Lyrik oder Novellistik, waren auf jenen dunklen Grundton gestimmt, den die Gewißheit frühen Scheidens gibt. Der Dichter, der nun nach furchtbaren Leiden absterben wurde, hat ein Alter von nur 47 Jahren erreicht. Er wurde 1859 zu Weiskirchen in Mähren geboren, trieb an der Wiener Universität germanistische Studien, mußte aber das Lehramt in diesem Fach infolge allmählich sich einstellender Schwerhörigkeit aufgeben und widmete sich deshalb schriftstellerischer Tätigkeit. Es gelang ihm schnell, die Aufmerksamkeit literarischer Kreise auf sein Talent zu lenken, das sich auf den mannigfachen Gebieten der Literatur mit Glanz betätigte; seine stärkste Begabung lag aber entschieden auf Seite der Lyrik. Was ihm an Grazie und einschmeichelndem Wohlklang der Sprache fehlte, ersetzte er durch Wucht und Tiefe der Empfindung und Vornehmheit des Stils. Davids erste Gedichte erschienen in dem von Karl Emil Franzos herausgegebenen „Deutschen Dichterbuch aus Österreich“. Unter seinen Erzählungen hatten „Das Höferecht“ und der Novellenzyklus „Die Wiedergeborenen“ besonderen Erfolg, von den Theaterstücken Davids, die sich freilich auf dem Spielplan nicht behaupten konnten, seien „Hagars Sohn“, ein Schauspiel aus dem oberösterreichischen Bauernkrieg und die Wiener Komödie „Ein Regenstag“, die dem Dichter ein ehrendes Gedächtnis sichern, genannt. J. J. David erinnert in der Wahl seiner Novellenstoffe wie in dem oft meisterhaft getrossenen Zeitalter sehr an Konrad Ferdinand Meyer, von dessen Einfluß er sich nach seinem eigenen Bekenntnis gewaltig lösen mußte.



Kojat (1813).



Französischer Offizier.



Französischer Soldat.

Alkohol und Arbeit. Über den Wert des mäßigen Alkoholgenusses auf die Leistung des Menschen wird noch vielfach gestritten. Die Meinung, daß er unter allen Umständen ungünstig wirkt, wird immer lauter vertreten. Namentlich, was die geistige Arbeit anbelangt, soll der Alkohol die Leistungen des Menschen minderwertiger gestalten. Über seinen Einfluß auf die Muskelarbeit haben neuerdings die italienischen Ärzte Albertoni und Luffana eine Reihe genauer Versuche angestellt. Sie kommen zu dem Schluß, daß der Alkohol einen ungünstigen Einfluß auf die Muskelarbeit hat, und daß besonders allen jenen, die anstrengende körperliche Arbeiten verrichten müssen, die Enthaltensamkeit völlig geboten sei. Der Alkohol ist ferner, wie die „Deutsche medizinische Wochenschrift“ berichtet, besonders schädlich für jene, die bei niederen Temperaturen arbeiten. Für alle aber, die täglich eine mittlere Arbeit zu leisten und dabei keine besonders reichliche Ernährung haben, ist der Alkohol während der Zeit der Mahlzeiten und in Form von

Wein, in mäßigen Mengen genossen, durchaus zuträglich.

Hermann Lüders. (Zum nebenstehenden Bildnis.) Am 25. November beging Hermann Lüders, einer der bekanntesten Illustratoren, seinen siebenzigsten Geburtstag. Er darf zurückblicken auf eine Lebensbahn, der es an Stürmen, aber auch Erfolgen nicht gebricht hat. Die Gunst



Hermann Lüders.

beehrte seinen siebenzigsten Geburtstag.

dreier Kaiser hat Hermann Lüders genossen; er war jahrzehntelang der offizielle Maler der Mandor, Parade- und Zeremonienbilder für die angesehensten Blätter — besonders für die „Gartenlaube“ — und Hof und Armee fanden in ihm einen stets taftvollen und gewandten Zeichner. Diese bevorzugte Stellung dankte er neben seiner Begabung und seinem eifern Fleiß — der ihn vom einfachen Lithographen zum anerkannten Künstler gemacht — den Feldzügen von 1866 und 1870/71, die er mit Auszeichnung mitmachte. Fand er doch trotz aller Strapazen der Soldatenzeit noch Ruhe, „ganze Seiten“ für den Holzschnitt mit Schlachten zu zeichnen, die in der Heimat mit brennendem Interesse genossen wurden. Hermann Lüders ist auch als Schriftsteller tätig; die drei hübschen Bücher: „Ein Soldatenleben im Frieden“, „Unter drei Kaisern“ und „Erinnerungen eines Legionärs“ hat er geschrieben und illustriert.

Alles Spielzeug im Germanischen

Museum zu Nürnberg. (Zu den nebenstehenden Bildern.) Bei der bedeutamen Stellung, die Nürnberg von alters her in der Anfertigung und Ausfuhr von Spielwaren einnimmt, ist es wohl nur natürlich, daß das Germanische Museum auch diesem Zweig deutscher Kultur ein besonderes Augenmerk zuwendet. So zählt denn die hier vereinigte Sammlung alten Spielzeugs zu den reichhaltigsten ihrer Art. Aller Wahrscheinlichkeit nach in Nürnberg entstanden und von Künstlern gefertigt sind die hier abgebildeten holzgeschnittenen Figuren. Die Figuren der drei Kriegskrieger zu Fuß sind alter Nürnberger Familienbesitz und auch heute noch nur unter Eigentumsvorbehalt im Germanischen Museum

deponiert. Sie versehen uns zurück in den Ausgang der „Franzosenzeit“, da die auf Russlands Eis- und Schneefeldern dezimierte Große Armee Napoleons sich gegen die französische Grenze zu in Sicherheit zu bringen suchte. Als Typen dieser französischen Soldaten haben wir ohne Zweifel den Offizier in wunderbar aus den verschiedensten Uniform- und sonstigen Kleidungsstücken zusammengesetzter Montur und den zerklopften Krieger im Dreimaster mit Schiffsstücken unter dem rechten Arm und in der rechten Hand anzu sehen. Das Gewehr des letzteren, das in unserer Abbildung bei Fuß steht, sollte eigentlich von der Seite dem Holzbaum zum Opfer gefallen sein, über der Schulter getragen werden. In der dritten Figur dagegen, einer kraftvollen unterlegten Kriegergestalt in hoher Mütze, blauer Jacke mit roten Aufschlägen, schwarzem Leibgurt und grünlischer Hose, stellt sich uns nach der gleichzeitigen Aufschrift auf der Fußplatte, „der erste Kojak in Nürnberg 1813“ dar. Daneben trägt die Figur die Bezeichnung: „Nichtel fecit“, und „Nichtel junior“ steht auch auf den Fußplatten der beiden anderen bisher besprochenen Soldatenfiguren zu lesen. Es nennt sich uns hier also der Verfertiger dieser



Reiter.

Altes Spielzeug im Germanischen Museum zu Nürnberg.

vortrefflich geschnitten und gut charakterisierten kleinen Kunstwerke, ohne daß wir freilich mit dem Namen viel anzufangen wüßten; nur daß der Künstler der Nürnberger Familie von Wachsboffierern jenes Namens angehörte, darf als sicher gelten. Einen russischen Krieger soll endlich offenbar auch die vierte der hier abgebildeten Figuren, der Reiter wiedergeben, wie aus dem Doppeladler auf der Putzantafel und der Zarenkrone auf dem Sattel geschlossen werden kann. Allein in der Ausrüstung unseres Kriegers hat der Schnitzer, der sein Werk lediglich auf Kinder berechnete und sich an Kunst mit Meister Fichtel nicht messen kann, seine Phantasie ziemlich frei walten lassen, so daß eine genaue Datierung dieser Figur schwer fällt. Möglich, daß sie bereits dem dritten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts zuzuteilen ist.

Th. Hampe.
Die Krippensammlung von Schmederer in München. (Zur nebenstehenden Abbildung.) Das Münchner Nationalmuseum besitzt unter seinen vielen Schätzen etliche Spezialitäten, in denen es wohl jeder andern derartigen Sammlung überlegen ist, z. B. seine gotischen Stuben, seine Eisenbeschneidereien und anderes. Aber ganz zweifellos einzig in ihrer Art ist die

Krippensammlung, für die der Erbauer des neuen Museums, Gabriel von Seidl, im Dachgeschoss besondere Räume anordnete. Ein Münchner Bürger, Herr Kommerzienrat Max Schmederer, Abkömmling einer der alten Brauerdynastien, hat das fürstliche Geschenk dieser Sammlung — sie umfaßt etwa sechstausend Nummern, darunter ein paar tausend Figuren — gemacht, um den Schatz dem Bayernland und speziell den Münchnern zu erhalten, die die „Weihnachtskrippe“ von jeher mit besonderer Liebe gepflegt haben. Aus überlieftem Interesse gewann der Sammler die Lust, auf diesem Gebiet zu forschen und zu suchen, und bald entdeckte er, daß die Verfertigung von Krippenfiguren und den Gegenständen, die dazu gehören, namentlich in Italien im 18. Jahrhundert einen Zweig der Kleinkunst bildete, der zur höchsten Blüte gebiet und hier im Norden etwa sein Gegenstück nur in der Porzellan-kunst hatte. Was im Norden vielfach naives, mit Liebe gepflegtes

Spielzeug war, ward dort zum Kunstgebiet, auf dem sich Bildhauer ersten Ranges hervortaten. So ist besonders die Lebensstreu der realistisch bekleideten und geschmückten neapolitanischen Krippenfiguren mit ihren fein emaillierten Terrakottafüßchen und -händen, mit ihren würdevoll aus besonders gewebten Stoffen verfertigten Gewändern zu rühmen, während die andere große Gruppe von Krippen sizilianischer

Abstammung unbewegliche, feste Figuren zeigt, die in Holz geschnitten und mit fleißig gemachten, bemalten Stoffen bekleidet, rein bildhauerisch empfunden und gedacht sind. Als Herr Schmederer anfing, intensiv zu sammeln und große Summen in diese neue Liebhaberei zu stecken, gab es wohl Leute, die lächelten; als er seine Schätze dem Museum anbot, gab es „Fachmänner“, die Schwierigkeiten machten, und lange genug schlummerten die reizenden „Krippenputzer“ in Kisten im Depot. Mit dem Neubau des Museums kommen sie endlich ans Licht, und der Sammler entwickelt sich nun auch zum Künstler in der Aufstellung von Krippenbildern. Nicht weniger als 24 prächtige große dioramaartige Krippenbilder aus München, Tirol und namentlich aus neapolitanischen und sizilianischen Figuren, manches Bild aus Hunderten von Männlein und Weiblein und Tieren zusammengefasst, ist heute auf einem Flächenraum von 1000 Quadratmetern im Nationalmuseum zu sehen. Tausende von Sachen stecken außerdem in Glaskästen. Der bethlehemitische Kindermord, Maria Verkündigung, Christi Geburt, Anbetung der Hirten, die Flucht nach Ägypten, die Huldigung der drei Könige in verschiedenen, besonders kostbaren Tableaus, Verkündigung Maria, schließlich auch noch Kreuzigung und Grablegung und viele italienische Volkszenen sind aus Krippenfiguren dargestellt. Fast jedes dieser Motive ist mehrfach behandelt, jedes mit neuen Reizen und Effekten der Landschaft, der Beleuchtung und der Architektur. Herr Schmederer ergänzte seine Schenkung seit dem Jahr 1892 immer aufs neue, und so kam das Unikum zustande, vor dem alt und jung seine innige Freude hat, von dem hohen künstlerischen und kulturgeschichtlichen Wert gar nicht zu reden.



Anbetung der Hirten.

Krippe aus der Schmederer'schen Sammlung in München.

Druck und Verlag von W. G. M. in Leipzig. Herausgeber: Dr. Hermann Fischer; für den angezeigten verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: W. Birth; für den Einzelteil verantwortlich: J. Rastafel, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.



Erwartungsvoll.
Gemälde von B. Genzmer.

